

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

einem Irrsinnigen durch Revolvergeschüsse getötet worden. Schade um den Mann! Er war einer der tüchtigsten der Diplomaten. Wir hätten ihn noch sehr nötig brauchen können.

In Deutschland ist ein großer Tag gewesen, als der Zeppelin die ganze Welt umflogen hat. Davon erzählt der Hinkende an einem anderen Platz dieses Kalenders. Und ein weiterer großer Tag, als der Zeppelin nach Südamerika flog und damit die Hoffnung erweckte, es werde ein regelmäßiger Luftschiffdienst zwischen Lissabon und Pernambuco eingerichtet werden können. Der Flug des Luftriesen ist immer wieder ein Aufblitzen des deutschen Geistes, der sich nicht unterkriegen läßt, auch durch die schlimmsten Zeiten nicht. Noch eines Toten möchte der Hinkende gedenken: am 6. Oktober ist Prinz Max v. Baden im Krankenhause in Konstanz verschieden und dann auf seinem Schloßgut Salem beigesetzt worden. Es war der letzte Reichkanzler des kaiserlichen Deutschland. Ein Mann von edlem Willen und großer Liebe

vor allem zum einfachen Volk. Einer, der das Herz auf dem rechten Fleck gehabt hat und der in ruhigeren Zeiten sicherlich für das badische Volk, dessen Herrscher er nach dem Tode von Großherzog Friedrich II. geworden wäre, ein großer Segen geworden wäre. Sein tragisches Schicksal war, daß er in einem Augenblick zur höchsten Macht im Reich berufen ward, in dem schon alles verloren war. Er hat selbst damals gesagt: „Wie schad, daß ich fünf Minuten nach zwölf Uhr Kanzler geworden bin!“ Der Hinkende denkt wehmütig des feinen Geistes, den er persönlich gekannt und sehr hoch geschätzt hat!

Und nun schwenkt der Hinkende trotz all dem vielen Herzeleid, von dem er hat erzählen müssen, seinen Dreispitz und ruft seinen Lesern zu: Kopf hoch und das Herz in beide Hände gefaßt! Deutschland ist nicht verloren, wenn es sich nicht selber verloren gibt! Und davor, daß wir an uns selbst verzagen, behüt uns Gott der Herr!

Der Fund.

Von Auguste Supper.

Am Dorfsende, in einem mehr geräumigen und soliden, als gerade schönen Backsteinhaus, das die Leute ehrfürchtig „Die Villa“ nannten, wohnte der alte Herr Rau mit seiner ebenfalls alten, aber noch sehr rüstigen und tätigen Haushälterin.

Als Maschinenfabrikant, so hieß es, habe der Mann sich seiner Zeit ein Vermögen erworben. Andere wollten wissen, er sei kaufmännischer Leiter in einer Maschinenfabrik gewesen. Es kam den Leuten im Dorf nicht so genau darauf an; sie hatten gar nicht die nötige Zeit, um über die Vergangenheit des „alten Rau“, wie man ihn gemeinhin nannte, viel nachzuforschen oder nachzudenken.

Daß er einmal sehr viel Geld gehabt habe und ein prächtiges Haus in der Stadt, das ließ die Haushälterin, die strenge und gefürchtete „Frau Maier“, ihren wenigen Günstlingen aus dem Dorf gegenüber durchblicken. Daß er auch jetzt noch ein reicher Mann sei, das war die Ueberzeugung aller, die an dem roten Haus mit seinem weitläufigen, ein wenig verwilderten Garten vorübergingen. Zwischen reich und sehr reich sahen die Dorfleute keinen rechten Unterschied: sie sahen ihn nur zwischen reich und arm; denn in der Armut kannte man sich in Lochstett leider nur allzu gründlich aus.

Warum Herr Rau gerade in dieses weltentlegene, arme Dörflein gezogen, sich da die rote „Villa“ gebaut und den großen Garten angelegt hatte, das mochte der liebe Gott wissen. Menschen konnten keinen vernünftigen Grund dafür finden, denn Lochstett lag weder in reizvoller Gegend, noch hatte es eine interessante

Vergangenheit, oder gar eine vielversprechende Zukunft. Auch genossen die Lochstetter nicht gerade des allerbesten Rufes. Die Verbindung mit Welt und Weltverkehr stellte ein wöchentlich dreimal fahrender Autobus her, und wenn höhere Gewalt eingriff, das heißt, wenn nach langen Regenzeiten die Straße grundlos wurde, oder wenn tiefer Schnee lag, oder Glatteis eintrat, dann war Lochstett seinem Schicksal überlassen, und der Autobus mußte tatenlos zusehen.

Aber vielleicht war gerade das, was manche Leute abgeschreckt hätte, für Herr Rau der Grund gewesen, Lochstett zum Alterssitz zu erwählen. Ueber den Geschmack läßt sich ja nicht streiten, und wie die Leute zu ihrem Geschmack kommen, das ist oft eine lange und meistens ganz verborgene Geschichte. Leichter zu sagen ist, warum und wieso Frau Maier nach Lochstett kam. Einfach, weil ihr Herr dorthin zog. Gegen vierzig Jahre war sie jetzt im Haus, und wo dieses Haus stand, das war im Grunde nebensächlich. Sie hatte es mit ihrem Herrn und dessen Haushalt zu tun, nicht mit Lochstett, oder überhaupt mit der Geographie. Stadt und Dorf, Länge- und Breitegrad ging sie nichts an; aber Wäsche und Kleider, Essen und Trinken, das ganze Behagen und Leben ihres Herrn war ihr auf die Seele gebunden, seit die Frau tot war. Und in dieser Hinsicht stand sie ihren Mann.

Nicht als ob der „alte Rau“ bei Frau Maier in allzu sanfter Hand und Pflege gewesen wäre! Ihre Treue war ziemlich stark zu Tyrannei verkalft, ihre Fürsorge schlug leicht ins Herrische,

ja Grobe um. Schon äußerlich hatte die große, wichtige Frau neben dem mageren, fast zierlichen und schon ziemlich gebeugten Herrn Rau ein Uebergewicht, das sie gerne auch sonst betonte und umso leichter betonen konnte, als sie sehr selten Widerspruch fand. War doch ihr Herr ebenso still und in sich versponnen, so eigenbrötlerisch und menschenscheu, wie sie selbst laut, streng und ungehemmt war, ihm und anderen Leuten gegenüber.

Im eintönigen Tagewerk des alten Rau spielte der Nachmittagsspaziergang eine große Rolle. Schon früher, in der Stadt, war das so gewesen. Da hatte der Herr jeden Tag mit Frau Maier eingehend besprochen, wohin etwa heute die Wanderung gehen sollte. Sie hatte immer Vorschläge gehabt, immer einen Rat gewußt und gegeben.

In Lochstett war nichts zu beraten, nichts vorzuschlagen. Da gab es beim besten Willen eigentlich nur einen Spaziergang, der den Namen verdiente; das war ein mit Platten belegtes Wiesenweglein, das langsam steigend an der mit Obstbäumen bestandenen Senkung hin nach einer öden, mit Heidekraut bedeckten Halde und dann weiter nach dem großen Steinbruch führte, in dem mancher Lochstetter, den seine paar Meckerlein nicht ausreichend ernährten, sich unter Mühen und Gefahren ein Stück Geld verdiente.

Dieser Pfad ging der alte Rau so ziemlich Tag für Tag. Seine Beine waren nicht mehr für Experimente auf holperigen und staubigen, oder schlüpfrigen und schmutzigen Ackerwegen, die schlechte Landstraße bot auch herzlich wenig Reize, so daß der Sieg dem Wiesenpfad unbestritten blieb. Die breiten ungleichen Sandsteinplatten wurden dem Spaziergänger so vertraut, daß er jede nach Aussehen und Beschaffenheit kannte und behandelte. Er wußte, auf welche man den Fuß kräftig setzen durfte und wo Vorsicht geboten war; er beobachtete das Verwittern oder Lockerwerden so aufmerksam und gewissenhaft, wie etwa ein Geologe Veränderungen und Vorgänge an der Erdoberfläche beobachtet, und nicht weniger als ein solcher knüpfte er an diese Beobachtungen seine Schlüsse und Folgerungen. Zur besseren Kontrolle hatte er längst alle nummeriert.

Aber nicht nur die Pflastersteine, auch was er darauf liegend fand, gab ihm oft genug Veranlassung zum Nachdenken über allerlei Zusammenhangs. Da waren zerkaute Zigarettenstummel, die von niemand herrühren konnten, als von den Steinbrucharbeitern, die den Plattenweg gingen.

Man denke: Steinbrecher, die Zigaretten rauchten! Arme Lochstetter, die kaum das Salz für die Suppe aufbrachten — und Zigaretten!

Wo hätte es früher so etwas gegeben! Damals erlaubte man sich höchstens, allerhöchstens, eine

Waise, und heutzutage, wo man das Sparen so viel nötiger hätte, wälet man beim Spaziergang in Zigarettenstummeln!

Dort drüben lag sogar ein goldener. Unerhört! Zigaretten mit goldenen Mundstücken waren doch ohne Zweifel sehr teuer! Er selbst hatte ja darin keine Erfahrung, denn er rauchte seit langer Zeit nicht mehr. Aber er würde Frau Maier darüber fragen; die wußte es sicherlich. Die wußte alles. Eine tüchtige Person! —

Er kam ins Grübeln. Wie lang war das eigentlich her, daß er nicht mehr rauchte? Seit der beängstigenden Herzgeschichte damals nach dem Tod seines Zweijährigen. — Der Arzt hatte gemeint, der Unfall könne vom Rauchen kommen, das manche Naturen umwirft; aber er selbst, Friedrich Rau sen., hatte gut gewußt, was schuldig war. Doch das Rauchen hatte er sich dann nichtsdestoweniger abgewöhnt. — Sollte es dem Herzen nicht einen Stoß geben, wenn man sechs Jahre auf ein Kind, auf einen Erben für sein schönes Geschäft gewartet, diesen Erben dann bekommen und nach zwei Jahren wieder verloren hat!

Und was war es für ein Kerlchen gewesen, der Zweijährige, der Friedrich Rau jun.! Kein Wunder, daß nach seinem Gehen die Mutter auf dieser Erde nicht mehr daheim war und sich auch auf den Weg machte nach drüben.

Vierzig Jahre war das nun her. Seit vierzig Jahren rauchte der alte Rau nicht mehr; aber die Lochstetter konsumierten Zigaretten mit goldenem Mundstück! Schön! Macht nur so weiter, ihr gedankenlosen Verschwender! Blast euer Geld in die Luft! Man hat es ja dazu in Deutschland!

Er redete sich in die tiefste Enttäuschung gegen die Dörfler hinein und zerstampfte jeden Stummel, den er auf den Steinplatten fand.

Ein andermal erregten ihn Staniolreste, Orangen- und Bananenschalen. War man deshalb an seinem Lebensabend in das Nest hinter dem Mond gezogen, um auch hier auf Leckermäuligkeit, auf Nasch- und Genußsucht zu stoßen? Ein Apfel und ein Stück Brot wäre der Dörflerjugend wahrlich angemessener und gesünder, als all das Zeug, für das man deutsches Geld ins Ausland schickte.

Nein, eine restlose Entspannung und Freude war der Spaziergang auf dem Plattenweg nicht. Wenn Herr Rau heimkam, hatte er nur allzuoft Veranlassung und das Bedürfnis, sein volles Herz vor Frau Maier und — wenn es sich gerade traf — auch vor Lina, dem neuen, hübschen, zwanzigjährigen Dienstmädchen, einer geborenen Lochstetterin, zu entladen.

Diese Neue war für Frau Maier noch ein unbeschriebenes Blatt. Man wußte nicht mehr von ihr, als daß sie die Tochter der Milchlieferantin und bei einem Bauern im Nachbar-

dorf im Dienst gewesen war, ehe sie auf Bitten ihrer Mutter in „die Villa“ kam.

Stand nun Frau Maier zufällig mit Lina auf Kriegsfuß, wenn Herr Rau sein Herz entlud, so stimmte sie seiner Entrüstung begeistert bei. War aber gerade Waffenstillstand, so kam der Herr meist schlecht an. Es wurde ihm dann bedeutet, daß die Welt in Lochstett nicht verdorbener sei als anderswo, man müsse sie nur ohne Verschrobenheit ansehen.

Ja, es wurde ihm vorgehalten, daß außer ihm sich kein Mensch über den Quark auf der Straße aufrege. Er solle doch an den Himmel gucken, dann sei gleich abgeholfen; dort führen keine

Zigarettenstummel herum und keine Bananenschalen. Und überhaupt seien Bananen ge und, und den armen Leuten müsse man auch etwas gönnen; er, Herr Rau, müsse ja das Zeug nicht bezahlen. Ob es ihm vielleicht lieber wäre, wenn er einmal eine Handgranate fände? — Gestern habe sie gelesen, wie Duden eine Handgranate — — —

So kam sie von dem bestimmten Fall ins Allgemeine hinein, und Herr Rau, der seine Erfahrungen hatte, wußte dann, daß sie selbst empfand und auf ihre Art bedauerte, allzu grob und ausfällig gewesen zu sein.

Wortfarg wie er war, ließ er sich daran genügen und zog sich in sein Zimmer zurück, nicht ohne sich vorzusagen, daß die Maier doch eine recht tüchtige Person sei, der man etwas nachsehen müsse. —

Im Spätherbst war's. Schon stand das Abendrot am hohen Himmel, als Herr Rau auf seinem Spaziergang zu Platte Nr. 67 kam.

Das war die Platte, die seit vier Wochen, seit der schielende Bergbauer mit einem schweren Mistwagen darübergefahren war, einen bösen Riß zeigte und an der einen Seite — es war die Seite gegen Nordosten — bedenklich abblätterte.

Also bei oder auf Platte Nr. 67 sieht Herr Rau etwas liegen.

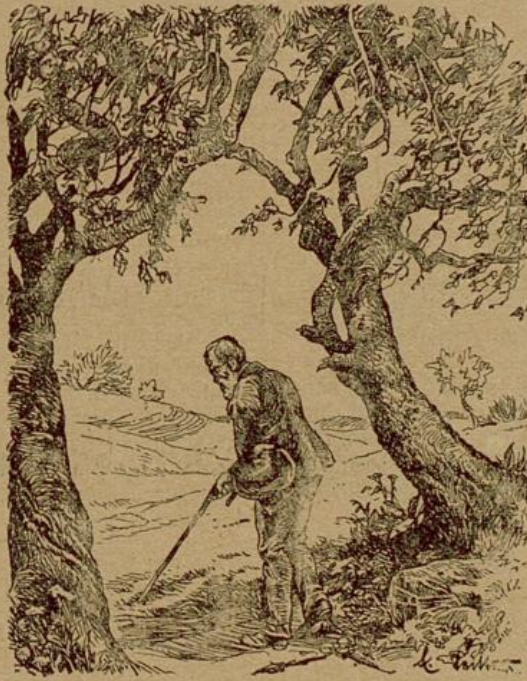
Was ist es denn? Es sieht nicht aus wie Schokoladenpapier und nicht wie Bananenschalen, es hat auch nichts mit Zigaretten zu tun, man

meint — — — Frau Maier, der Herr Rau dieses sein Abenteuer erzählt, hebt schon in Ungeduld die Arme gen Himmel; dann erfährt sie endlich, daß der niedagewesene Fund nicht etwa eine Handgarnate ist, sondern ein Kinderstrumpf, ein Kinderstrumpf, den der Herr jetzt aus der Tasche zieht.

Eine hochgespannte Erwartung sinkt in der Hausälterin zusammen. Das macht entweder traurig oder unwirsch, und weil Frau Maier mehr zum Unwirschen neigt, so legt sie jetzt in höchster Tonart los.

Auch als Lina mit dem Teegeschirr ins Zimmer kommt, zügelt sie ihre Entrüstung nicht. Eben

beweist sie ihrem Herrn, daß das Strümpflein, das in schneeiger Weise dort auf der Schreiftischecke liegt, seiner Lebtag nicht von dem Fuß eines Lochstetter Bauernkinderstammes könne. Das könne nur ein Narr glauben. Wenn es aber ja doch so wäre, wenn ein Dorfweib so vom Hochmütsteufel besessen wäre, daß sie ihrem Zweijährigen — denn von einem Zweijährigen stamme todsicher der Strumpf — daß sie also ihrem Zweijährigen weißwollene Strümpfe anziehe, — dann sei der Weltuntergang nah und sie, Frau Maier, könne dann nur sagen, solchen Weibern gehöre der Buckel behauen. Man solle nur denken, wie schwer weiße Wolle zu waschen



Also bei der Platte Nr. 67 sieht Herr Rau etwas liegen.

sei! Sie selber habe doch einen weißwollenen Unterrock und mit dem habe sie sich einmal — es sei schon vor zwanzig Jahren passiert — auf ein Mäuerlein gesetzt und auf dem Mäuerlein sei Karrensalbe gewesen. Wie die da hinkam, sei ihr heute noch ein Rätsel. Und kurz und gut: den Unterrock habe sie halt waschen müssen. Und wie sehe der jetzt aus! — —

Herr Rau schüttelte trüb den Kopf. Er spürte genau aus dieser Abschwelzung heraus, daß die Maier wußte, daß sie zu grob gewesen war, aber heute konnte er es dabei nicht beweinen lassen. Mit einer Beharrlichkeit, die ihm sonst fremd war, sagte er, das Strümpflein gehöre sicher einem Lochstetter Kind. Leute, die Zigaretten rauchen, Orangen und Bananen und Schokolade

essen in den heutigen Zeiten, die ziehen auch ihren Kindern weiße Strümpfe an. Wenn Unverstand und Verschwendungssucht in einem Bauernkopf Einlaß gefunden habe, dann gebe es kein Halten mehr.

Er nahm das Strümpflein in die Hand. „Ich glaube übrigens nicht“, wagte er zu behaupten, „daß es von einem Zweijährigen ist.“

Zu diesem Augenblick drehte Lina, die den Tisch deckte, den Kopf. „Nein“, sagte sie schüchtern, „ich glaub's auch nicht.“

Frau Maier fuhr herum. Meinte das Gänselein, sie müsse dem Herrn zuhülfe kommen? Müßte sich wohl dranmachen? —

„Dich hat niemand gefragt“, herrschte sie die Erzhrockene an und ging aus der Türe. Herr Rau und Lina schauten sich einen Augenblick bestürzt an. Vielleicht kam ihnen ihre Schicksalsgemeinschaft dieser Gewaltigen gegenüber zum Bewußtsein. „Sie ist eine tüchtige Person“, sagte dann Herr Rau leise und schloß ein Fach an seinem Schreibtisch auf, indeß das Mädchen in seiner Arbeit fortfuhr.

Bersonnen und still saß der Mann lange in seinem Sessel. Endlich, Lina wollte gerade das Zimmer verlassen, rief er sie her.

Sie kam nur zögernd herbei. Etwas Scheues und Gedrücktes, das ihrem Wesen sonst fremd war, lag über ihr.

„Lina“, sagte der Herr, „sehen Sie doch daher! Ist dieser Strumpf nicht zu klein für diesen Schuh? Was schwacht sie denn immer von einem Zweijährigen? Er hielt das weißschimmernde Strümpflein gegen einen zierlichen grünen Schuh, den er vor sich hatte.

Mit bleichem, hilflosem Gesicht stand das Mädchen und gab keine Antwort.

Herr Rau, als wolle er sie ermuntern und zum Reden bringen, fuhr eindringlicher fort: „Das müssen Sie doch auch sehen, Lina, daß das Strümpflein zu klein ist. Das sieht doch ein Blinder. Wenn Sie schätzen müßten, für welches Alter der Strumpf ist, was würden Sie sagen, Lina?“ —

Ein seltsamer Laut war zu hören. Fast Klang's wie verstoffenes Schluchzen. Heftig schüttelte die Gefragte den Kopf, als weise sie die schwere Aufgabe von sich. „Nun, nun“, begütigte Herr Rau, „etwas sagen können Sie doch! So genau kommt es ja nicht darauf an. Ich schätze acht bis zehn Monate.“

„Elf“ kam es schein.

Wieder hielt der Mann Schuh und Strumpf abwägend gegeneinander. „Mag sein“, sagte er entgegenkommend, „wenn es ein zartes Kind ist, vielleicht ein Mädchen.“

Sie trat einen Schritt näher. Vielleicht wollte sie das strittige Objekt genauer betrachten. Dann schüttelte sie wieder den Kopf.

„Sie meinen nicht, Lina? Sie glauben, es sei ein Bub?“ —

Er wartete keine Antwort ab. Erneut wandte sich sein Interesse dem Strümpfchen zu. Wirklich! nur ein Bubenfuß konnte so energisch die kleine runde Ferse in das weiße Wollgebilde eingepreßt haben, für einen Bubenfuß sprach deutlich die Plastik dieses Mädchens.

Er bewunderte den Scharfblick Linas, er erkannte ihre Ueberlegenheit.

„Sie könnten Recht haben, Lina“, gab er erfreut zu, „nun sind wir schon wieder um einen Schritt weiter. Es muß doch leicht herauszubringen sein, wer in Dorf einen elf Monate alten Buben hat! Ich verlasse mich auf Sie, daß Sie dahinterkommen. Diesmal muß ein Exempel statuiert werden!“

Er heftete seine brillenbewehrten, sonst immer ein wenig abwesenden Augen so voll und energisch auf das Mädchen, daß dieses unmöglich auf den Gedanken kommen konnte, die unverständenen drohenden Worte gehen eigentlich an eine andere Adresse und der ganze Angriff gelte Frau Maier. Sie fing plötzlich bitterlich zu weinen an.

Nun war aber Friedrich Rau sen. ein Mann, der — eigentlich nicht von Natur aus, aber von strengem Schicksal so gemodelt — sich auf den Tod ungern hineingezogen sah in fremde Angelegenheiten. Vielleicht war das auch der tiefste Grund, warum er in „das Nest hinter dem Mond“ geraten war.

Wie auf seinem Spaziergang, so wollte er auch im Leben am liebsten vor sich hinschauen und allenfalls die Platten zählen, die sein Fuß betrat.

Früher, ja, da war das anders gewesen. Als die Frau noch lebte und der kleine Rau jun., als ein aufblühendes, noch nicht von rücksichtsloser, ja gewissenloser Konkurrenz hinterlistig untergrabenes Geschäft sein eigen und er noch im Besitz seiner ungebrochenen Lebenskraft und -freude war, — da hatte er nicht unter sich, sondern froh und kühn hinausgeschaut.

Aber dann war es Schritt für Schritt in die Enge, in immer Kleineres hineingegangen. Einsamkeit, Nachlassen der Kräfte Leibes und der Seele, eine Zeitlang — zum Glück nur eine Zeitlang! — Verbitterung, Alter, Schrullen. — Die weinende Lina war etwas, das den erschrockenen Mann zwang, von seinen nummerierten Wegplatten aufzusehen.

Reichlich unbehaglich, so daß es fast drohend klang, fragte er nach einer Pause größter Ratlosigkeit: „Soll ich die Maier rufen?“

In der Fassungslosen wogten die angstvollen Gedanken durcheinander. Da war der Frizle, ihr Frizle. Sie hatte die Mutter gebeten, „was vom Frizle“ doch in der Villa zu sagen, ehe sie dorthin in den Dienst kam.

Aber die Mutter hatte nicht gewollt. „Wenn sie mich fragen, dann sage ich's“, hatte die

Mutter geantwortet, „sonst nicht. Es ist doch nicht nötig, daß man das in die Welt schreit.“ — Und auch der Fritz, der Vater vom Frikle, hatte das gemeint, und was der Fritz meinte, das war noch immer gut und recht gewesen. Freilich: bis auf das eine Mal, wo es eben doch nicht gut und recht gewesen war, denn dann wäre heute kein Frikle da, und das Frikle sollte eigentlich nicht da sein. Wie oft hatte das die Mutter schon gesagt! Aber bei sich behalten hatte sie das Frikle dann doch und die weißwollenen Strümpfchen, ja, die hatte sie dem Frikle auch gestrickt, und der Fritz hatte das Garn dazu gekauft auf dem Jahrmarkt. Mannsleute sind halt dumm in diesem Stück und nehmen, was man ihnen aufschwächt. Die Mutter hat gleich geschimpft und gesagt, weißwollenes Garn sei doch nichts für Kinderstrümpfe, da stricke sich höchstens die Königin Strümpfe davon. Aber der Fritz hat gelacht und hat gemeint, weil es jetzt keine Königin mehr gebe, könne man dem Frikle ruhig ein Paar stricken. — Das alles zog der Lina durch den aufgeschreckten Sinn. Und jetzt war wahrscheinlich die gute Stelle in der Villa verloren wegen der weißen Kinderstrümpfe und wegen dem Frikle und wegen allem! — — Drohendes Schicksal, das für eine junge Dorfmagd so gut eine Schreckensmaske bereit hält, wie für jeden Großen in der Welt, es grünte in diesem Augenblick so böseartig in Linas erschrockenes Herz, daß sie davor erstarrete und nur noch den bitterlichen Tränen freien Lauf lassen konnte.

Draußen schrillte jetzt die Hausglocke.

Der fast brutale Klang brachte mit wunderbarer Schnelligkeit Lina wieder einigermaßen in Form. Ist doch bei allen Rechtschaffenen die Pflicht das, was sie auch in den schlimmsten Lagen hochreißt.

„Die Milch kommt“, stieß sie hervor und wollte enteilen.

In dem erregten Herrn arbeiteten die Gedanken rascher als sonst. Die Milch — brachte die nicht allabendlich Linas Mutter, eine kluge, ortskundige Frau, mit der sich reden ließ? —

„Schicken Sie Ihre Mutter zu mir herein“, befahl er kurz dem Mädchen.

Wie gebrochen stand sie an der Tür. Sie schien etwas sagen zu wollen und ging dann, weil die Glocke zum zweitenmal, und jetzt recht ungeduldig, schrillte.

Herr Nau wandte sich wieder dem grünen Schuh und dem weißen Strümpfchen zu. Wie hübsch das zusammen ausah! Es war eigentlich schad, daß die Maier nicht recht hatte und der Schuh nicht von einem Zweijährigen stammte! Leise streichelte er den Schuh. Dann drehte er den Kopf nach der Tür und wartete. Auch die Brille puhte er, um klaren Blick zu haben.

Aber nicht Linas Mutter, nur Lina selbst schob sich herein. Nicht „die Milch“, ein Bettler habe geläutet, erklärte sie.

Es sah fast aus, als habe sich das Mädchen bei dem Bettler neue Kraft geholt. Vielleicht war ihr bei seinem Anblick eingefallen, daß sie doch immer noch eine Heimat, eine Mutter, einen Fritz und ein Frikle habe, auch wenn man sie „in der Villa“ hinauswerfe.

bleich, aber gefaßt stand sie in der Nähe der Tür und wartete.



bleich, aber gefaßt stand sie in der Nähe der Tür und wartete.

„Na — und? —“ fragte verwundert der Herr. Da trat sie näher. So nahe, daß sie die Hand auf das weiße Strümpfchen legen konnte.

„Herr Nau“, sagte sie leise, „das Strümpfchen gehört meinem Buble.“ Und dann, als es ganz still im Zimmer blieb: „Er hat sonst nie weißwollene Strümpfe g’habt; aber sein Vater, der Fritz, mein Bräutigam, hat das weiße Garn vom Jahrmarkt heimgebracht. Er hat’s net besser verstande!“

Es blieb immer noch still. Beängstigend still. Lina wagte den Blick nicht zu erheben. Stammelnd beichtete sie weiter: „Mei Mutter hat arg g’schimpft, Sie dürfen’s glaube.“ —

Es lag etwas so Demütiges, so Bittendes im Ton und in der Stimme, daß davon in der Seele des alten Nau vieles weggeräumt wurde, eine überlagernde tote Schicht, die den klaren Grund zugedeckt hatte.

„Sie haben ein Kind, Lina, einen Buben?“ fragte er grenzenlos überrascht. Sie nickte stumm und ergeben.

„Warum haben Sie denn das nie gesagt?“ —

Jetzt schlug sie die verweinten Augen auf. „Ich hab's doch meiner Mutter g'sagt, sie soll's sage. Aber sie und der Fritze. —“

„Ist das der Vater? —“ unterbrach Herr Rau. Sie senkte den Blick wieder und nickte.

„Wie alt ist er denn?“

„Vierundzwanzig.“

„Ach was, das Büblein meine ich,“ wies Herr Rau zurecht und lächelte ein wenig, ein Lächeln von der Art, wie es sonst nur sein Kanarienvogel von ihm zu sehen bekam.

Vielleicht spürte das Mädchen dieses Lächeln, wenn sie es auch nicht sah. Viel getrosteter und mutiger sagte sie: „Das Fritze ist jetzt elf Monat.“

„Wieviel Zähne hat er?“

Sie trumpfte auf: „O, schon den ganzen Mund voll“, und ihre Augen lachten.

„Mit elf Monaten hatte der mein' erst acht“, sagte verjöhnt der alte Mann und nickte mit dem Kopf, als sei ihm ein schweres Problem aufgetaucht. Es blieb eine Weile so still im Zimmer, daß man Frau Maier in der Küche draußen husten hörte.

„Weiß es die Maier?“ setzte der Alte jetzt das Verhör fort.

Alles Helle schwand wieder aus Lina's Gesicht. Sie schüttelte den Kopf.

„So so! So so! Nun — es geht sie auch gar nichts an“, entschied energisch der Herr, sich selbst und das Mädchen ermunternd. Und dann im alten Ton: „Was ist der Bräutigam?“

„Bauer; aber jetzt schafft er als Steinbrecher.“

Ein Schatten flog über des Mannes Gesicht.

„Raucht er?“ kam es sehr kurz und drohend.

„Bloß, wenn er eine g'schenkt kriegt“, versicherte eifrig die Lina.

„Zigaretten? —“

„Was kommt. —“

Herr Rau machte eine sehr wegwerfende Bewegung mit der Hand. „Wenn einer raucht was kommt, das ist schon schlimm, Lina. Sie müssen es ihm abgewöhnen, ganz und gar abgewöhnen! Sehen Sie mich an! Ich rauche schon vierzig Jahre nicht mehr, schon seit —“ er brach ab. Etwas schien ihm dazwischen gekommen zu sein.

„Ist Ihr Büblein gesund?“ fragte er andern Tons.

Ihr Gesicht strahlte auf. „Und wie!“

„Verjorgt es Ihre Mutter gut?“

„Und wie!“

„Ist Ihr Bräutigam brav?“

„Und wie!“

Herr Rau runzelt die Stirn ein wenig. Zimmer: und wie! Will sie ihn verulken? Aber des Mädchens Gesicht ist so hell, so von ehrlicher Freude, so von ehrlichem Stolz überleuchtet. Sie weiß wohl selbst nicht, wie armfelig sie antwortet.

„Wann werden Sie heiraten, Lina? —“

Da kommt eine große Bekümmernis in ihre Züge.

„Er verdient zu wenig, sagt meine Mutter.“

„Sie haben eine kluge Mutter, Lina. Wenn sie nachher mit der Milch kommt, schicken Sie sie zu mir herein.“

Das Mädchen fühlt, daß es entlassen ist und geht. Ganz so schwer ist der Druck auf ihrer Brust nicht mehr. Wie die dunkelsten Wolken, sobald sie näherziehen, von ihrer Schwärze verlieren, so scheint auch ihr nahendes Schicksal etwas von seiner schweren Bedrohlichkeit eingebüßt zu haben. Aber rein ist die Luft noch nicht und ihr Sinn noch nicht getrost.

Herr Rau sen. aber steht drinnen in dem behaglichen, altväterisch, aber wertvoll und schön eingerichteten Zimmer am Fenster und sinniert.

In das verkrustete Gleichmaß seiner Tage und seiner Gedanken ist ein Riß gekommen, etwas Lebendiges quillt hervor.

Das ist ihm Beunruhigung; aber Beunruhigung von der guten Art, die das verhocte Blut wieder flüssig macht.

Nicht, als ob er nun in einer großen Nührung gewesen wäre und für das Mädchen und ihr Kind das gütige Schicksal hätte spielen wollen! Wer konnte, wer durfte denn das: Schicksal spielen? —

Aber das war ihm in Erinnerung gebracht, daß neben dem einförmigen, verholzten Ablauf seiner Tage auch sonst noch etwas war und daß über den Plattenweg Leute gingen, die nicht nur allerhand Abfall wegwarfen, sondern auch ein Leben lebten, ein Schicksal trugen, ihre Leiden und Freuden, ihre Sorgen und Plagen, ihre dunklen und hellen Heimlichkeiten hatten, die schließlich wichtiger waren, als was sie gelegentlich auf den Weg warfen oder auf dem Weg verloren.

Was „der alte Rau“ nachher mit der Milchfrau verhandelte und beriet, das weiß der kleine grüne Schuh, der, als die Frau gegangen, einjam noch lange auf dem Schreibtisch stand. Er sah fast aus, als habe er Heimweh nach dem weißwollenen Strumpf, der sich wieder davongemacht hatte, um an des Fritzes strampelnden Fuß zu kommen.

So ein Kinderschuh, vorn ein bißchen abgerutscht und mit ein paar Flecken dran — ach, was kann er doch für eine beredte Sprache reden! Das ganze stille Zimmer ist voll von dem, was er zu sagen hat, ja, noch draußen die dunkelnde Weite, über der jetzt die ersten Sterne zu funkeln beginnen, scheint davon angefüllt.

Aber freilich: es muß ein Schuh sein von einem Paar, zu den die Füßchen schon auf andern als irdischen Pfaden gehen. Vielleicht dort droben auf dem Abendstern, der jetzt über der Pappel beim Kirchhof aufglüht?

Er steht lange am Fenster, der alte Rau, ehe er heute die Lampe entzündet.

Was Frau Maier zu der Sache sagte?

Nun, Herr Rau sowohl als die Lina waren vorsichtigerweise nicht dabei, als die Milchfrau auf des Herrn strikten Befehl der Gefürchteten Aufschluß gab. Aber es ging laut und lebhaft zu in der Küche, erst in durchaus feindseliger Weise, dann nach und nach gemäßigter, bis schließlich beim Auseinandergehen die beiden Frauen offenbar einer Meinung waren.

Ihrem Herrn gegenüber versicherte nachher die Haushälterin, sie habe sich schon lang gedacht, daß es mit der Lina so sei. Wenn eine so flink und anständig, so fleißig und gefällig, so freundlich und ehrlich sei, dann habe es immer sonst einen Haken, und das sei in diesem Fall das Fritzele.

Das Gute sei nur, daß die Lina noch lang nicht heiraten könne. Der rasche Mädchentwandel sei ihr, der Frau Maier, verhasst. Herr Rau werde wissen, daß sie selbst vierzig Jahre bei ihm sei, und vorher sei sie ein Jahr verheiratet gewesen. Wenn ihr Mann, der Eisenbahnbremsler, nicht im Dienst verunglückt wäre, hätte sie das Dienen gar nicht nötig. Vielleicht hätte sie dann selber einen Sohn oder ein paar. Aber Fritzele würde sie keinen heißen, das sei so altväterisch. Ihrer Nichte ihr Enkelkind heiße Manfred, und das gefalle ihr. Zur Eisenbahn würde sie auch keinen lassen. Das sei immer gefährlich. Aber freilich das Motorradfahren, das sei noch schlimmer. Ueberhaupt, wenn man unsere Zeit ansehe, dann sei's doch besser, man habe kein Kind, und die Lina, die werde noch aufgucken! Ueberhaupt, wo sie es doch so groß im Kopf habe mit weißwollenen Strümpfen. Aber so seien halt die Vochstetter. —

Herr Rau ließ den Schwall über sich ergehen. Er kannte die Tonart und den Aufbau solcher Erörterungen und war nicht mehr zu verblüffen.

Dagegen war Frau Maier verblüfft, als Lina bald darauf ihr Fritzele einmal ins Haus brachte und sagte, der Herr habe es befohlen.

Ein paar Stunden lang war das Kind dann im Garten, der unter der warmen Sonne des klaren Herbsttages noch einmal in seiner schönsten Bunttheit leuchtete. Es lag in einem uralten breiten Wagen, den man in der Stadt nach Aussehen und Beschaffenheit lächerlich gefunden hätte, in dem es aber dem lustigen Fritzele sehr zu behagen schien.

Zur Abwechslung, und auf des Herrn Wunsch, hob die Lina den schweren Buben heraus (er wog 25 Pfund, auf des Bergbauern Viehwage genau gewogen), und nun ließ man ihn im Sand des Weges, der so schön trocken und warm war, krabbeln, kriechen und purzeln. Er fand da merkwürdige Dinge: Steinchen, Hölzchen, Schneckenhäu'er — und alles wollte er zur näheren

Untersuchung in den Mund stecken. Weil er halt noch dumm sei, erklärte entschuldigend die junge Mutter.

Aber Herr Rau hatte Verständnis. Er sagte, Rau jun. habe das genau so gemacht. Einmal habe er sogar einen Regenwurm in den Mund schieben wollen.



Zur Abwechslung ließ man ihn im Sand krabbeln, kriechen und purzeln.

Frau Maier schalt, weil Lina so viel Zeit verträuble. Daß sie selbst auch nichts tat als herumstehen und den schäbigen Kinderwagen und den rostigen Buben begutachten — daran dachte sie offenbar nicht.

Nach dem Herbst wurde es ordnungsgemäß Winter. Da gibt es für alte Leute, die keinen Sport mehr treiben, manchen grauen, trüben Tag. Was liegt da näher, als sich Jugend einzuladen, Jugend von der Sorte, die noch keinen Sport treibt, z. B. das Fritzele? —

D. h. Fritzele hatte jetzt das Gehen erlernt und betrieb es als Sport, also mit Liebe, ja Leidenschaft, und rein zum Vergnügen. Auch ein Sportkostüm hatte ihm die Lina auf Anraten des alten Rau, der die Sache finanzierte, angeschafft. Weiß wollte es ursprünglich der Herr haben; aber die Lina machte Vorstellungen. Also grün.

Die Maier schimpfte ein wenig. Erst, weil grüne Wolle schwer zu waschen sei, und nachher, weil die Lina dem Buben nicht auch gleich den Schal zum Anzug gekauft habe. Ob der Fritzele erst „die Halsbräune“ haben müsse, ehe er einen Schal bekomme? Ihr selbst sei ein kleines Brüderchen an Halsbräune gestorben, und dem Schreiner Scharf, dem Nachbar von ihren Eltern, habe man in einer Woche vier Kinder an Hals-

bräune hinausgetragen; zwei feien Zwillinge gewesen, genau im Alter wie das Fröhle, wenigstens der eine davon. Aber nicht der Zwilling, denn die feien natürlich gleich alt gewesen. —

Die Sache war nicht ganz klar entwickelt; aber man ließ es dabei bewenden. Frau Maier kaufte den fehlenden Schal.

Dann der Frühling! Wie wonnig ist es doch, wenn Kinder und Alte wieder ins Freie, wieder in die Sonne können! Wenn sie wie überwinterte Fliegen aus allen Nischen kriechen und sich in der neugeschenkten Linden Wärme dehnen und freuen!

Ach ja, der alte Rau hatte lang, lang ver-
gessen gehabt, daß man von der Sonne, von der
Wärme lebt. Langsam lernte er's wieder.

Im folgenden Sommer konnte das Fröhle
schon mit dem Herrn den gepflasterten Wiesen-
weg wandern.

Ein paar mal verloren sie auf dem Spazier-
gang Bananenschalen und merkten es nicht.
Man ist leicht unachtsam, wenn man glücklich
ist. Die Augen, denen nichts entgeht, haben wohl
lang nicht mehr in die helle Sonne geschaut.
Beim Fröhle und beim alten Rau war's anders.

Die Weltfahrt des „Graf Zeppelin“ 1929.

Von Kapitänleutnant a. D. Breithaupt-Neuruppin.

Mit der erfolgreich durchgeführten At-
lantikfahrt des LZ 126 im Jahre
1924 ist der Gedanke des Weltluft-
schiffverkehrs in ein neues Stadium
getreten. England hatte vorübergehend den
Luftschiffbau ganz aufgegeben, sah sich aber durch
die deutschen Erfolge veranlaßt, seine ablehnende
Haltung zu ändern und schritt 1926 zum Bau
der beiden, jetzt ihrer Fertigstellung entgegen-
gehenden Schiffe R 100 und R 101. Auch in
Amerika ging man trotz günstigster weltpoliti-
scher Voraussetzungen zunächst nur zögernd an
die technischen Vorarbeiten heran. Als aber
„Graf Zeppelin“ seit Herbst 1928 in zahlreichen
Fahrten die Geeignetheit des Luftschiffs

von 34200 km mit einer mittleren Geschwindig-
keit von 113,8 km=Stunden in 20 Tagen und
4½ Stunden ohne bemerkenswerte Zwischen-
fälle zurückgelegt wurde, hat überzeugend die
Ueberlegenheit des Luftschiffs gegenüber jedem
anderen Verkehrsmittel auf weiten Entfernungen
dargetan. Der „Luftschiffbau Zeppelin“ weiß,
was er seinen Schiffen und den vorzüglichen
Maybach-Motoren zutrauen darf. Trotz dieser
günstigen technischen Voraussetzungen gehörte
aber das ganze Selbstvertrauen einer er-
probten Besatzung dazu, diese Fahrt über
völlig unbekante, unwirtliche Gebiete und weite,
bisher niemals auf dem Luftwege überquerte
Ozeane mit einem Schiff zu wagen, dessen

Aktionsradius in Anbetracht der
Riesenentfernungen relativ zu
klein war. Immer aber haben
Mut und Entschlossenheit
das Tempo des Fort-
schritts angegeben, wenn
es galt, große Kulturaufgaben
zu bewältigen. Was auf dieser
ersten Weltumsegelung geleistet
wurde, wird für alle Zeiten
ein Markstein sein und bleibt
mit ehernen Lettern eingegraben
in die Annalen der Verkehrs-
entwicklungsgeschichte.



„Graf Zeppelin“ über dem Bodensee.

auf langen Strecken erneut erwiesen hatte,
entschloß man sich zum Bau großzügiger Werft-
anlagen in Akron, Ohio, wo jetzt zwei Riesen-
schiffe von 185000 cbm für die Marineverwal-
tung ihrer Vollendung entgegengehen.

Die Weltfahrt des „Graf Zeppelin“ im Spät-
sommer 1929, auf der eine Gesamtflugstrecke

bereitet und in voller Würdigung der möglichen
Gefahren von zielbewußten deutschen Männern
durchgeführt. In den frühesten Morgenstunden
des 15. August startete „Graf Zeppelin“ in
Friedrichshafen zur Fahrt nach dem mehr
als 11000 km entfernten Tokio. An Bord
befanden sich einschließlich der Besatzung 61 Per-

Friedrichshafen—Tokio.

Auf Grund langjähriger Er-
fahrungen ist diese Fahrt vor-
bereitet und in voller Würdigung der möglichen
Gefahren von zielbewußten deutschen Männern
durchgeführt. In den frühesten Morgenstunden
des 15. August startete „Graf Zeppelin“ in
Friedrichshafen zur Fahrt nach dem mehr
als 11000 km entfernten Tokio. An Bord
befanden sich einschließlich der Besatzung 61 Per-

ionen. Die längste bisherige Fahrt eines Luftschiffs hatte 111 Stunden gedauert. Hier aber mußte mit reichlich 120 Stunden gerechnet werden. Während des Tages überflog „Graf Zeppelin“ Berlin, Stettin, Königsberg und steuerte gegen 20 Uhr südlich Dünaburg nach Rußland hinein. Am Nachmittag des folgenden Tages kamen die Höhen des schwachbestedelten Ural in Sicht, der in 1250 m Höhe passiert wurde. Große Waldbrände in diesem Gebiet verursachten derartige Rauchmengen, daß vorübergehend die Aussicht stark eingeschränkt war.

Bald nach Einbruch der Dunkelheit wechselte die bisher hügelige Landschaft ihr Gesicht, soweit das Auge reichte, war Rußland eine unendliche Sumpfsteppe, die nur zeitweise von festem Lande unterbrochen wurde. Durch diese Wildnis schlängelte sich der Ob, ein ungeheurer Strom mit regem Schiffsverkehr, der seine Wassermassen in das Arische Meer ergießt. Photographische Aufnahmen geben einen deutlichen Eindruck von dem finsternen Charakter dieser sich über Tausende von Meilen erstreckenden Landschaft.

Nestlich des Jenissei stieg das Gelände leicht an, riesige, forstwirtschaftlich ungenutzte Wälder boten dem Auge eine angenehme Abwechslung nach der Einförmigkeit des Sumpfbereiches. Dann folgte das Schiff dem Lauf der Tunguskaja, einem rechten Nebenfluß des Jenissei, an dessen Ufern kleine menschliche Siedlungen erkennbar waren. Im Stromgebiet der Lena, der in der Nähe des Baikalsees entspringt, flachte sich das Gelände allmählich ab, am Morgen des 18. August überflog „Graf Zeppelin“ die Tungusen-Steppe, doch wurden in den verstreuten Siedlungen Menschen nicht beobachtet; sie hatten sich wahrscheinlich aus Furcht vor der ungewohnten, unheimlichen Erscheinung des Luftschiffs in die Tiefe der Wälder zurückgezogen.

Ueber Jakutsk, einer für sibirische Verhältnisse größeren Stadt, mit Reihen niedriger Holzhäuser, wurde der Kranz abgeworfen, den der Verband ehemaliger Kriegsgefangener in Erinnerung an die in Gefangenschaft verstorbenen deutschen Kriegsgefangenen mitgegeben hatte. Nach Ueberschreiten der Lena zeigten sich die ersten Ausläufer des sich an der Küste in nordöstlicher Richtung entlang ziehenden Stonowoi-Gebirges, dessen höchste Erhebungen in der Karte mit 1500 m verzeichnet waren. Noch nie hat eines Europäers Fuß dies unwirtliche Bergmassiv betreten, niemand hat bisher festzustellen versucht, ob und welche Bodenschätze diese wild zerklüfteten Felsen bergen. Hier hat „Graf Zeppelin“ der Wissenschaft wertvolle Dienste geleistet, indem er feststellte, daß die höchsten Gipfel der Berge entgegen den bisherigen Feststellungen sich bis zu 2500 m über dem Meerespiegel erheben. Hohe Anforderungen wurden

an die Steigkraft des — im Gegensatz zu militärischen Luftschiffen — nicht auf Steigfähigkeit gebauten Schiffes gestellt. Mut gehörte dazu, sich in dies völlig unerforschte Gebiet ohne jede örtliche Kenntnis hinein zu wagen. Als günstiger Umstand muß es bezeichnet werden, daß das Wetter klaren Fernblick gestattete. Nach russischen Angaben soll die Paßhöhe 1100 m über dem Meerespiegel liegen. „Graf Zeppelin“ mußte sich aber zwischen steil aufragenden Felswänden bis zu 1760 m emporarbeiten, bis endlich im Osten das sehnüchlich erwartete Ochotskische Meer in Sicht kam. Wie eine Erlösung wirkte der Anblick der weiten blauen Wasserfläche auf Mannschaft und Passagiere, als Dr. Eckener in berechtigtem Stolz über die Leistung von Mensch und Material seinen Gästen begeistert zurief: „Das ist Luftfahrt“

„Mit dem Erreichen von Port Anjan lag der fahrtechnisch schwierigste Teil der Weltfahrt hinter dem „Graf Zeppelin“. Auf dem nun südlichen Kurse verzweigte sich das Wetter infolge von Taifunauläufem, die östlich der japanischen Küste entlang

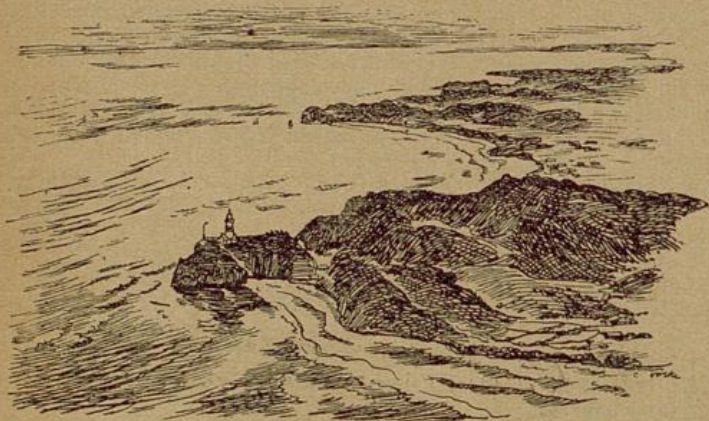


Japanische Saltemannschaften holen „Graf Zeppelin“ am Ankerlauf herin.

gezogen waren. Mit guter Geschwindigkeit wurde in dickem Nebel zwischen der Insel Sachalin und dem Festlande südwärts gesteuert und im Laufe des Vormittags am 19. August bei der Insel Hokkaido die Küste des Pazifischen Ozeans erreicht. Die Fahrt über dem zerklüfteten japanischen Inselarchipel, an dessen Felsen sich die Brandung weißschäumend brach, war von besonderem landschaftlichen Reiz. Hier war alles alte Kultur, ganz im Gegensatz zu Rußland reichte sich eine menschliche Siedlung mit wohlgepflegten Straßen an die andere. Gegen 16.15 Uhr war das Endziel Kasumiga Ura erreicht, doch bevor zur Landung geschritten wurde, überflog das Schiff die Riesentäler Tokio und Yokohama, um sich den Augen der Millionenbevölkerung zu zeigen.

So war auf dieser, unter nicht ungünstigen meteorologischen Bedingungen durchgeführten Fahrt von 11247 km vom Bodensee bis Japan Tokio nach 100 Stunden erreicht, die Landung erfolgte etwa zwei Stunden später. Berücksichtigt

man, daß eine Dampferfahrt 6 Wochen, die Reise mit der sibirischen Bahn 14 Tage in Anspruch nimmt, so muß diese Leistung des ersten, auf dieser Strecke eingesetzten Luftschiffes als glänzend bezeichnet werden. Ganz besonders in Anbetracht der völligen Unkenntnis der örtlichen atmosphärischen Verhältnisse. Während des größten Teiles der Fahrt arbeiteten die Motoren mit Brenngas, das gegenüber Benzin wesentliche fahrtechnische Vorteile bietet.



„Graf Zeppelin“ erreicht das Ochotskische Meer bei Port Man.

Der Empfang von Schiff und Besatzung entsprach der Höhe der Leistung. Acht Aeroplane eskortierten „Graf Zeppelin“ nach Kasumiga Ura, japanische Musikkorps spielten die deutsche Nationalhymne. Behörden und Bevölkerung wetteiferten, um ihren Gästen die Schönheiten des japanischen Landes zu zeigen. In zahlreichen Reden höchster Regierungsvertreter fand diese erste, ohne Zwischenlandung durchgeführte Fahrt eines Luftschiffes von Europa nach den Gestaden des Pazifik gebührende Anerkennung. Doch Dr. Eckener hatte es eilig, nur vier Tage Aufenthalt konnte er sich gönnen, während dieser Zeit wurde das Schiff mit neuem Betriebsstoff versehen und für die Weiterfahrt ausgerüstet; der aus Sicherheitsgründen bereitgehaltene Reservemotor wurde nicht benötigt.

Tokio—Los Angeles.

Japanische Wetterstationen hatten für den westlichen Pazifik günstige atmosphärische Bedingungen vorausgesagt. Der direkte, dem Verlauf des größten Kugelkreises folgende Kurs, den auch die Dampfer von Yokohama nach Vancouver benutzen, führte etwa 300 km südlich der Äuten, ihn beabsichtigte Dr. Eckener zu fahren. Nachdem das Schiff seinen Betriebsstoff — Wasserstoffgas, Brenngas, Benzin, Del, Wasserballast und Proviant — aufgefüllt hatte,

verließ es am 22. August früh morgens die Halle, welche einst in Fitterbog gestanden, aber unter dem Zwange des Pariser Vertrages hatte abgebrochen und an Japan ausgeliefert werden müssen. Infolge eines geringfügigen Zwischenfalles beim Ausfahren mußte die Abfahrt um einen Tag verschoben werden.

Inzwischen hatte sich die Wetterlage ungünstig verändert, nordöstlich Japan über den Äuten wurde ein Sturmzentrum gemeldet, so daß sich der meteorologisch erfahrene Dr. Eckener bereits drei Stunden nach dem Start entschloß, einen etwa 800 km südlicheren Kurs, als ursprünglich beabsichtigt, zu wählen. Zwar wurden Ausläufer dieses Taifuns, die sich in starken Winden und Regen äußerten, passiert, „Graf Zeppelin“ kam aber mit hoher Geschwindigkeit gut vorwärts. Fast 30 Stunden lang mußte in 300 m Höhe in dichtem Nebel gefahren werden, nur hin und wieder zerteilte ein Sonnenstrahl die Wolkenmassen, so daß vorübergehend die leicht gekräufelte, graublau gefärbte Fläche des Pazifik sichtbar wurde. Dank der Vorzüglichkeit des Kreisel-

kompasses und dem exakten Arbeiten des Behm'schen Echolots, mittels dessen die genaue Höhe über dem Meerespiegel jederzeit festgestellt werden kann, war die navigatorische Führung des Luftschiffes so zuverlässig, wie die eines Seeschiffes, das konnte durch Standortvergleich mit dem einzigen, auf der Ozeanfahrt angetroffenen japanischen Dampfer „Sakutaru Maru“ festgestellt werden. Die japanischen und amerikanischen Wetterstationen hatten durch Uebermittlung drahtloser Richtungspeilungen und meteorologisch wichtiger Meldungen die Schiffsführung vorzüglich unterstützt, so daß sie in der Lage war, die der Wetterlage entsprechenden richtigen Maßnahmen zu treffen.

Am 25. August gegen 15.40 Uhr kamen die ersten Höhen des amerikanischen Randgebirges nördlich San Francisco in Sicht, nach mehreren Schleifenfahrten über der Riesenstadt steuerte „Graf Zeppelin“, von zahlreichen Flugzeugen begleitet, mit langamer Fahrt südwärts, um Los Angeles bei Tagesanbruch zu erreichen. Im ersten Morgengrauen des 26. August markierten sich die gewaltigen, hell erleuchteten Häuserblocks der Stadt, in deren Nähe das Schiff gegen 5 Uhr morgens am provisorisch errichteten Ankermast festmachte; eine Halle stand nicht zur Verfügung. Kaum 67 Stunden hatte die ganze Ozeanfahrt von Küste zu Küste in Anspruch genommen, für die 9653 km betragende Ent-

fernung Tokio—Los Angeles brauchte „Graf Zeppelin“ bei zeitweise reduzierter Marschgeschwindigkeit nur die erstaunlich kurze Zeit von 3 Tagen und 7 Stunden, das entspricht einem Durchschnitt von 122 km-Stunden.

Los Angeles—Neuhorf.

Die Stadtverwaltung hatte sich die Vorbereitungen für Landung und Verankerung des Luftschiffs viel Geld kosten lassen. Mit Rücksicht darauf, daß Dr. Eckener eine Rekordfahrt machen und nur kurze Zeit in Los Angeles bleiben wollte, wurden die Vorbereitungen zur Weiterfahrt tunlichst beschleunigt. Die Brenngasversorgung, die z. B. in Tokio große Kosten verursacht hatte, war hier denkbar einfach, man konnte das Gas direkt den städtischen Leitungen entnehmen, die mit den nahe gelegenen Delquellen in Rohrverbindung standen. Da das Schiff sehr bald nach der Abfahrt die südlichen Ausläufer der 2000 m hohen Rocky Mountains überwinden mußte, wurde aus Gewichtsersparnisgründen ein Teil der Besatzung mit Flugzeugen nach Lakehurst weiterbefördert.

Während des 26. August folgte die Besatzung den verschiedenen Einladungen zu den großartigen Empfängen, die die Stadt veranstaltet hatte. Dann erfolgte in den späten Abendstunden der Aufstieg, wobei das infolge Gasverlustes durch Sonnenbestrahlung schwer gewordene Schiff mit der unteren vertikalen Stabilisierungsfläche leicht den Erdboden berührte und durch ein gentiles Manöver Dr. Eckeners über die den Landungsplatz rings umgebende Hochspannungsleitung hinüberbugstert werden mußte. „Graf Zeppelin“ folgte zunächst auf südlichem Kurs dem Lauf der Küste, steuerte dann an der mexikanischen Grenze in die Berge hinein und stand gegen 2.30 Uhr am 27. August 1520 m hoch. Bei sehr starken und böigen Gegenwinden wurde die Geschwindigkeit während des Tages bis auf 40 km-Stunden herabgedrückt, für die Rudergänger brachte dieser Teil der Fahrt große Anstrengungen, um das in den Böen heftig hin und her geworfene Schiff auf Kurs zu halten. Um die Paßhöhe östlich El Paso zu überwinden, mußte das Schiff auf 2260 m Höhe gehen — eine anerkennenswerte Leistung in Anbetracht der erwähnten Tatsache, daß „Graf Zeppelin“ nicht als Höhenschiff gebaut ist.

Nach dem Verlassen von Neumexiko wurde mit östlichem Kurse zunächst über der brütend heißen Hochebene von Texas gesteuert, dann brachte die Fahrt über dem reichen Farmland von Oklahoma und Kansas angenehme Abwechslung. Am 28. August nachmittags war Chicago an der Südspitze des Michigansees erreicht, wo das Luftschiff mit ungeheurem Jubel begrüßt wurde. Nach Passieren der Fordstadt Detroit stand „Graf Zeppelin“ nachts über Cleveland und Akron, dem amerikanischen Friedrichshafen, wo z. Bt. die beiden größten Luftschiffe gebaut werden. Hier empfing „Los Angeles“, unser früherer LZ 126, den Dr. Eckener im Oktober 1924 nach Amerika überführt hatte, sein größeres und erfolgreicherer Schwester Schiff. Ueber dem Alleghany-Gebirge mußte noch einmal auf 1100 m Höhe gegangen werden, dann war in den frühen Morgenstunden des 29. August Neuhorf erreicht, das den „Graf Zeppelin“ nach beendeter amerikanischer Weltfahrt mit brausendem Jubel empfing. Um 6.40 Uhr wurde die Freiheitsstatue zum zweiten Male umfahren, 7.12 Uhr erfolgte die Landung in Lakehurst.

Mit einer Durchschnittsgeschwindigkeit von 92,8 km-Stunden bei voll laufenden 5 Motoren war die dritte, 4822 km lange Etappe in ca. 52 Stunden zurückgelegt, ungünstige Wetterverhältnisse über den Rocky Mountains und Neumexiko hatten die Fahrt erheblich verlangsamt.



An der nordamerikanisch-mexikanischen Grenze. Die Brücke über den Rio Grande bei El Paso.

Neuhorf—Friedrichshafen.

Nach einem Aufenthalt von 3 Tagen startete „Graf Zeppelin“ am 1. September morgens unter Führung von Kapitän Lehmann zur Rückfahrt über den Atlantik. Dr. Eckener blieb in den Vereinigten Staaten, wo ihn wichtige Verhandlungen mit maßgebenden Persönlichkeiten

zurückhielten. Da aus Island ungünstiges Wetter gemeldet wurde, wählte die Schiffsleitung den südlichen Kurs in Richtung der Azoren. Dieser Entschluß erwies sich als richtig. Wenn sich auch Ausläufer der nördlichen Tiefdruckgebiete in Gestalt von Gewitterfronten und Regenböen vorübergehend störend fühlbar machten, beschleunigten im allgemeinen westliche Rückenwinde die Reise, so daß am 3. September gegen 14 Uhr die spanische Küste bei Coreubion erreicht war. Nach schneller Fahrt über die

Biskaya—Vordeaux—Dijon stand das Schiff am frühen Morgen des 4. September über Basel, gegen 8 Uhr fiel das Ankertau in Friedrichshafen unter der jubelnden Begeisterung tausender von Zuschauern.

Das Ergebnis der Weltfahrt.

Die stolzen, von aller Welt uneingeschränkt anerkannten Leistungen des Schiffes sind aus folgender Tabelle ersichtlich:

	Von	Nach	Entfernung km	Reine Fahrzeit		Mittlere Geschwindigkeit km·Stunden	Mitgeführte Nutzlast	
				Std.	Min.		Passagiere	Post u. Fracht
1. Etappe	Friedrichshafen	Tokio	11 247	101	49	111,4	20	400
2. "	Tokio	Los Angeles	9 653	79	03	122,0	20	425
3. "	Los Angeles	Lakehurst	4 822	51	57	92,8	17	400
4. "	Lakehurst	Friedrichshafen	8 478	67	31	125,6	23	800
Gesamtstrecke	Friedrichshafen	Friedrichshafen	34 200	300	20 12 1/2 Tage	113,8		

In 20 Tagen, 4 Stunden und 14 Minuten einschließlich aller Aufenthalte hat „Graf Zeppelin“ zum ersten Male auf dem Luftwege den Erdball umkreist und damit die kühnsten Träume Jules Vernes übertroffen. Die hohe Durchschnittsgeschwindigkeit erklärt sich aus den vorwiegend günstigen Windverhältnissen, die der Eigengeschwindigkeit des Schiffes zugute kamen. Der mitgeführte Betriebsstoff war auf keiner der vier Etappen erschöpft, es wäre sogar durchaus möglich gewesen, nach dem Erreichen der japanischen See ohne Landung in Tokio direkt nach Amerika

Das glänzende Ergebnis der Weltfahrt darf nicht darüber hinwegtäuschen, daß die Geschwindigkeit heutiger Luftschiffe für einen wechselseitigen, wirtschaftlichen Luftverkehr noch nicht genügt, besonders in ost-westlicher Richtung, wo im allgemeinen mit heftigen Gegenwinden gerechnet werden muß. „Graf Zeppelin“ hat unter seiner vorzüglichen Führung gezeigt, daß dem Luftschiff zeppelinischer Bauart im ozeanischen Langstreckenverkehr die Zukunft gehört. Wenn wir auch heute noch kein Luftschiff haben, das auf den Namen „Verkehrsluftschiff“ Anspruch erheben kann, so wird es der Zusammenarbeit aller, am Weltverkehr interessierten Kulturstaaten in naher Zukunft gelingen, den Schiffstyp herauszubringen, der dem zweifellos vorliegenden Bedürfnis nach schneller Ueberbrückung ozeanischer Entfernungen entspricht, d. h., das Luftschiff, das mit wirtschaftlichem Vorteil bei hoher Eigengeschwindigkeit regelmäßig und sicher relativ große Lasten über größte Entfernungen zu tragen vermag. Wir Deutsche aber haben ein Recht darauf, stolz zu sein, daß deutsches Können und wagemutiges Handeln, wie schon so oft, dem völkerverbindenden Verkehr neue Wege gewiesen haben.



Die begeisterte Schupo vergißt ihre Absperrungspflichten.

weiterzufahren, wenn mit annähernd gleichbleibenden atmosphärischen Verhältnissen hätte gerechnet werden können.

Wir machen auch an dieser Stelle auf das in unserem Verlage erscheinende Buch des gleichen Verfassers: „Die Südatlantikfahrt des Graf Zeppelin“ aufmerksam. Näheres s. Inserat.

Ländliches Wunder.

Von Alice Berend.

Rosine Huber schaffte in einem bayerischen Dorf ihre Tage ab. Ihr Mann hatte immer gekaufert. Rosine hatte sich fromm gesagt, auch das gehört nun einmal dazu.

Aber nun war das Sonntagskleid der Huberin nicht einmal mehr gut genug für Samstag vormittag. Ein neues wäre dringend nötig gewesen.

Der Huber wollte dies nicht einsehen. Er sagte, Frau Rosine selbst wäre auch nicht mehr neu, und er müsse doch weiter mit ihr vorlieb nehmen. Alte Sachen wären weniger schön, dafür aber hätte man sich an sie gewöhnt, man brauchte nicht ängstlich um sie zu sein, das hätte auch sein Gutes.

Frau Rosine schwieg. Jedoch sie sparte nicht nur an Worten. Sie legte auch von den Pfennigen des Haushaltungsgeldes manche beiseite, trotzdem das nicht so einfach getan war wie gesagt.

Nach einem Jahr reichte die Summe zum Ankauf des Kleiderstoffes.

Drei Monate später auch zum Lohn für die Schneiderin.

Maß wurde genommen. Die Form besprochen, hin und her beredet und her und hin. Der Huber brauchte noch nichts davon zu erfahren, durfte nicht ahnen, daß man trotz aller Knappheit noch etwas zu ersparen verstanden. Das Kleid würde man doch nur zur Kirche tragen. Und dahin ginge man allein. Sollte es der Huber aber doch merken, so würde man sagen, daß man den Stoff gefunden hätte.

Dieser Gedanke war der Schneiderin gekommen.

Frau Rosine bewunderte ihn, sie selbst wäre nie auf ihn gekommen.

Aber als sie aus der Schneiderin Tür trat, stand der Huber schon davor.

Woher der hübsche Stoff? Den eigenen Mann um sein ehrliches Geld betrogen?

Frau Rosine zwinkerte der Schneiderin zu. Diese erklärte, daß Frau Rosine den Stoff gefunden habe.

Frau Rosine faßte Mut, den Fundort genau zu beschreiben. Drei Wege kreuzten sich an der Stelle. Zahllose Städter jagten jetzt zur Sommerzeit darüber hinweg. Das Stückchen Stoff mochte aus dem Auto eines Reichen geschlüpft sein, der es wohl verwinden konnte, wenn er den Verlust überhaupt bemerkt.

Huber war anderer Meinung. Gefunden ist halb gestohlen. Fremdes Gut behält man nicht.

Zum Fundamt damit, zur Polizei.

Man hatte eine gute Stunde zu fahren. Alles wurde fein abgemessen, beschrieben und aufgeschrieben. Auf Finderlohn verzichtete der Huber.

Wenn sich nach einem halben Jahr niemand zu dem Fund gemeldet hatte, dann sollte die



Woher der hübsche Stoff? Den eigenen Mann um sein ehrliches Geld betrogen?

Huberin den Stoff ausgehändigt erhalten als ihren Besitz.

Rosine war zufrieden damit. Besser so als anders. Sie mußte nun zwar ein halbes Jahr noch warten, aber dafür würde sie ihr Kleid dann tragen können, ohne sich vor ihrem Huber fürchten zu müssen.

Alle Termine kommen heran. Endlich war es so weit.

Rosine fuhr davon, um das Fundobjekt abzuholen. Man lachte sie aus auf dem Amt. Der rechtmäßige Besitzer hatte sich längst gemeldet und den hübschen Stoff abgeholt

Rosine staunte. Auch die brave Schneiderin hielt das kaum für möglich. Es war geradezu ein Wunder. Man sollte es nicht für möglich halten, aber das ist es ja grad mit den Wundern; weil man sie nicht für möglich hält, bestehen sie weiter

Der Verkehrs Schuhmann.

(Ein Faschingsmärchen.)

Der kleine Paul hatte ihn auf die breite, geschweifte Kommode gestellt, mitten unter die vielerlei Dinge. Da stand er nur, der Verkehrs Schuhmann nämlich, dicht neben der silbernen Pendüle mit dem kleinen besüßelten Amor, wackel e mit dem Kopfe und hielt die weißbehandschuhte Rechte haltgebietend hoch.

Er sollte Ordnung halten auf der Kommode, hatte der kleine Paul gesagt, und es war auch wirklich nötig. Am Tag stand ja alles still und rührte sich nicht, aber sowie die kleine Pendüle, wie mit silbernen Glöckchen, die Mitternachtsstunde schlug, erwachte alles zum Leben und hastete und schob nun durcheinander, daß der Verkehrs Schuhmann alle Mühe hatte, ein Unglück zu verhüten. Auf dem Bild, das über der Kommode hing, bestieg der junge Ehemann endlich die hohe, gelbe Postkutsche, in der schon seine Geliebte saß und sehnsüchtig seiner harzte. Der Schwager blies eine lustige Melodie auf dem Posthorn, die Pferde zogen an, und die schwerfällige alte Kutsche setzte sich in Bewegung, fuhr aus dem Rahmen heraus und auf der Kommode hin und her. Die beiden rehfarbigen, schlanken Windspiele der reizenden Kokodame flogen dahin wie Pfeile und überboten sich in grotesken Sprüngen. Ihre Herrin, die Kokodame, kam auf ihren grünen Steckelschuhen angestelzt, und der kleine Mohrenknabe trug ihr geduldig Fächer, Niesfläschchen und Puderdose nach. Sie war wirklich sehr hübsch, die Kokodame in ihrem gelbweiden Reifrock und der hohen, perlengeschmückten Puderfrisur, aber viel hübscher war noch das frische Naturkind, das Gänseliesel. Gänseliesel hüpfte im kurzen Röckchen, umflattert von seinen schnatternden Gänschen, auf bloßen Füßchen daher, daß die uß-braunen Böpfe nur so flogen, achtete nicht auf den Weg und schwang jubelnd den Margeritenkranz, an dem es geflochten. Man kann sich denken, daß der Verkehrs Schuhmann genug zu tun hatte, bei einem solchen Verkehr die Ordnung aufrecht zu erhalten, besonders dann noch, wenn zum kleinen Paul der Sandmann überraschend gekommen war und Paul, zu müde, seine Spielsachen aufzuräumen, auch noch den Baukasten, die Eisenbahn und das Auto auf die Kommode gestellt hatte. Da lag dann so mancher Stein im Weg, das Auto flitzte mit höchst zulässiger Geschwindigkeit dahin, und die Eisenbahn surrte im D-Zug-Tempo rund um die Kommode. Aber man muß sagen, daß der kleine Verkehrs Schuhmann ein gewissenhafter Beamter war, der treu seine Pflicht erfüllte, sodaß noch nie ein Unglück geschehen war, bis — eines Nachts doch, und

das kam so: Zu bemerken ist, daß dies aber auch eine ganz besondere Nacht war, die Nacht vom Rosenmontag auf Faschingsdienstag nämlich, wo der lustige Schellenkönig sein Szepter schwingt und toller Spuk sein Wesen treibt. Da nahm, mit dem Glöckenschlag zwölf, der kleine besüßelte Amor zwei Pfeile aus seinem Köcher, und kaum waren sie vom Bogen abgeschneilt, so steckte der eine auch schon tief in dem jungen Herzen Gänseliesels, der andere aber in dem bis dahin nur von seiner Pflicht erfüllten Beamtenherzen des Verkehrs Schuhmanns. Was Wunder, daß dieser fortan nur noch Augen für das hübsche Kind hatte, das nun, den Margeritenkranz auf die braunen Flechten gedrückt, auf ihn zugehüpft kam? Kann man's ihm verdenken, daß er Gänseliesel in seine Arme nahm und — — — ach ja, „die Liebe, die Liebe ist eine Himmelsmacht!“

Aber, o weh! Nun das Auge des Geistes fehlte, gab es ein schreckliches Durcheinander auf der Kommode. Die Postkutsche kam dahergerumpelt, das junge Ehepäarchen schäkerte, der Schwager blies sein Lied, weil er aber dabei an sein Schätzchen dachte, ließ er die Pferde laufen wie sie wollten, sie zuckelten gerade dem Abgrund zu, aber zum Glück blieben sie vor Schrecken selbst stehen. Die Kokodame stolperte mit ihren Steckelschuhen über einen Stein, der mitten im Weg lag, stieß einen Schrei aus und fiel in Ohnmacht, so daß der kleine Mohrenknabe ihr das Niesfläschchen unter das Näschen halten mußte. Die umbehüteten Gänschen flatterten wirr durcheinander, die Windspiele stürzten sich auf sie, und bald wälzte sich ein unentwirrbarer Knäuel von Gänsen und Hunden daher, in den surr — das Auto hineintraste. Es ging noch glimpflich ab, denn nur das eine Windspiel verlor dabei das nadelspitze Schwanzende und stob heulend davon.

Der Verkehrs Schuhmann sah leider von dem allem nichts, denn er hatte besseres zu tun . . .

„Über Paul“, sagte am andern Tage die Mutter, „was tut das Auto auf der Kommode? Nun hast du damit dem einen Hündchen die Schwanzspitze abgestoßen.“

Paul betrachtete sich nachdenklich den Schaden. „Der Hund ist überfahren worden“, erklärte er dann, und böse dem Verkehrs Schuhmann mit dem Finger drohend rief er: „Ich möchte nur wissen, was der zu tun hat, daß er nicht besser Ordnung halten kann!“

Da war es, als käme ein leises Röcheln von der silbernen Pendüle her, wo der kleine besüßelte Amor saß. — — —

Lh. G.

den
tret
mit
sag
nie
beh
das
gen
arb
geb
an
lich
neu
den
gut
der
ber
un
gan
oba
läu
ein
Ba
Gri
mit
von
sich
abe
der
D
ich
Be

Des Hinkenden Standrede vom Aufbau der Erde.



Als eines Abends im Kreise des Hinkenden und seiner Getreuen in der gemütlichen Dämmerstunde am runden Tisch im „goldenen Löwen“ eine Pause im Gespräch eingetreten und einen kurzen Augenblick lang jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war, sagte plötzlich der Bachhuber: „Heute nacht hat mich meine Frau erschreckt: sie hat steif und fest behauptet, sie sei an einem Erdbeben aufgewacht, das ganze Haus habe gewackelt. Ich habe nichts gemerkt, denn ich schlafe nach der schweren Feldarbeit sehr fest, aber es hat dann doch lange gedauert, bis ich wieder eingeschlafen bin.“

„Wir haben zwar auch nichts gemerkt, aber an sich sind Erdbeben in unsrer Gegend ja ziemlich häufig“, damit griff der Barbier gleich den neuen Gesprächsgegenstand auf.

„Freilich“, fuhr der Bachhuber fort, „mir denkt das Erdbeben vom November 1911 noch gut, wo die Balken knisterten, der Speiß von der Decke fiel und mein schwerer Schrank sich verneigte.“

„1911 war's im allgemeinen noch nicht schlimm, und auch in den Jahren seitdem habe ich eine ganze Reihe schwächerer Erdstöße teils selbst beobachtet, teils aus der Zeitung erfahren“, erläuterte nun der Lehrer, „aber es kann auch einmal bei uns anders kommen. 1356 ist ganz Basel in Trümmer gelegt worden durch ein Erdbeben.“

„'s ist eine unheimliche und rätselhafte Sache mit den Erdbeben, könnt Ihr uns nicht etwas von ihren Ursachen erzählen?“ Damit wandte sich der Bachhuber nunmehr an den Hinkenden, aber ehe dieser antworten konnte, fing gleich der Schneidernaz an zu sprechen und sagte: „Da hätte ich auch noch eine Frage, die, wie ich glaube, hierher paßt. Ihr wißt, meine Werkstatt liegt hoch am Berg, ich kann von ihr

Lahrer Hinkender Bote für 1931.

übers Tal und die Rheinebene hinweg nach den Vogesen schauen, und wenn ich auch nur ein einfacher Mann bin, so habe ich mir doch schon oft Gedanken darüber gemacht, warum ist hier und dort Gebirge und dazwischen die Ebene. Sagt, Hinkender, wißt Ihr mir eine Antwort auf diese Frage?“

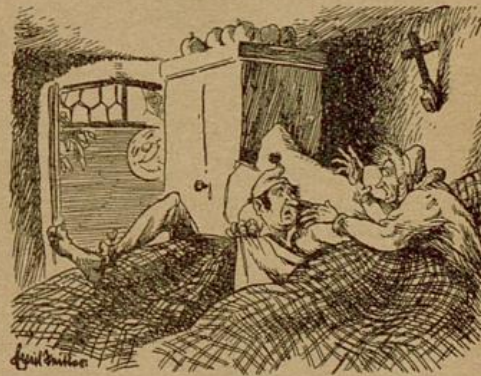
Der Hinkende dachte einen Augenblick nach und sagte dann: „Es ist zwar noch vieles unbekannt und unerklärt von diesen Dingen, aber ich glaube, es würde Euch manches verständlich werden, wenn wir uns über den Aufbau unseres Erdballs einmal unterhielten.“

„Dazu habe ich auch noch die eine und die andere Frage“, ließ sich nun auch der Maurerpolier hören, „aber ich will erst einmal sehen, was Ihr den andern zu sagen habt.“

„Nun denn“, begann der Hinkende seine Erklärungen, „ich halte es für das richtigste, wenn wir gleich einmal in Gedanken ins Innere der Erde hinabsteigen.“

„Halt, darüber weiß ich noch was; je weiter man in die Erde bohrt, desto heißer wird's, und ganz im tiefsten Innern ist alles glühend flüssig“, rief der Barbier dazwischen.

„Vielleicht ist es wirklich so, und dann habt Ihr recht; aber es könnte auch ein bißchen anders sein“, meinte der Hinkende, zur Vorsicht mahnend. „Denn was wissen wir eigentlich tatsächlich vom Erdinnern? Das tiefste Bohrloch, das natürlich in Nordamerika ist, bei Fairmont in Westvirginien, reicht 2310 Meter in die Tiefe,



„Heute nacht hat mich meine Frau erschreckt; sie hat steif und fest behauptet, sie sei an einem Erdbeben aufgewacht.“

aber was wollen die zwei Kilometer bedeuten gegenüber dem weiten Weg von 6378 Kilometern bis zum Erdmittelpunkt.“

„Dahin bräuchte der Schnellzug ja mehr als 3 Tage, wenn er hinfahren könnte“, trug der Lehrer zur Erklärung bei, „am Grunde jenes

Bohrlochs aber wäre er schon in kaum zwei Minuten, wenn ich jetzt in der Geschwindigkeit richtig gerechnet habe.“

„An dem Verhältnis von 2 Minuten zu 3 Tagen Fahrzeit — es wird schon richtig sein — seht Ihr am besten, wie wenig eigentlich die Beobachtungen in Bohrlöchern und Schächten Anhalt geben, wie es mit dem Wärmerwerden der Gesteinsschichten nach dem Erdinnern zu steht, ob's schnell oder langsam, gleichmäßig oder ungleichmäßig vor sich geht. Aber wir haben noch andere Nachrichtenbringer aus größerer Tiefe: die heißen Quellen und die Laven der Vulkane, die geschmolzenen Gesteinsmassen der feuerpeinenden Berge. Und darum wird es wohl schon richtig sein, daß im Innersten der Erde eine Temperatur herrscht von etwa 5000 Grad.“

„Wenn man dahinein ein Ofentürlein aufmachen könnte, mücht' einem das Gesicht schön brennen bei der Glut, mehr als an me. em Bügeloßen“, meinte der Schneidernaz und nickte mit Verständnis mit dem Kopf.

Der Hinkende fuhr weiter:

„Nun kommt aber eine Schwierigkeit: im Innersten der Erde herrscht auch ein ungeheurer Druck; denn alle Schichten, bei der Luft angefangen, lasten auf den unter ihnen liegenden insofern ihrer Schwere, so daß die allerinnersten einen Druck von über 2 Millionen Kilogramm auf jeden Quadratcentimeter aushalten müssen. Und ebenso wie im fest verschlossenen Dampfkochof des Meisters Papin, den ihr wohl alle kennt, das Wasser nicht bei 100° kochen und Dampf werden kann insofern des allseitigen Gegendrucks der Wände, sondern noch höher hinauf flüssig bleiben muß, so ist's auch mit dem Innersten der Erde, oder wie man auch sagt, mit dem Erdkern: der hohen Temperatur nach müßte er von Gasen erfüllt sein; des hohen Druckes wegen kann er aber nicht gasförmig sein.“

„Also hab' ich doch recht“, triumphierte der Barbier.

„Gernach, und hört mich zu Ende!“ dämpfte

der Hinkende und hob leicht die Hand, „eigentlich konnte bisher die Wissenschaft diese beiden Bedingungen, so hohen Druck und so hohe Temperatur, in ihrem Zusammenwirken im Erdkern nicht recht vereinigen, aber in allerneuester Zeit hat ein Berliner Gelehrter durch Versuche gezeigt und bewiesen, daß auch bei hohen Temperaturen ein Körper fest sein kann, wenn nur der auf ihn ausgeübte Druck genügend hoch ist.“

Mit wachsendem Staunen sah nun der Barbier zum Hinkenden hin: „Ja, dann wäre ja die Erde im Kerne fest!“

„Es ist wenigstens höchst wahrscheinlich, daß es so ist, wenn auch die Versuche erst mit der winzigen Menge von einem Zehntel eines Kubikzentimeters, also etwa dem zehnten Teil einer kleinen Haselnuß, mit den Gasen Helium, Wasserstoff und Stickstoff bei 6000 Atmosphären Druck gelungen sind“, bestätigte der Hinkende den Schluß, den der Barbier aus seinen Worten gezogen hatte; „denn es kommen noch verschiedene ältere Beobachtungen hinzu, die einen festen Erdkern



„Ich halte es für das richtigste, wenn wir gleich einmal in Gedanken ins Innere der Erde hinabshäuten.“

auch bisher schon vermuten ließen; zum Beispiel sein spezifisches Gewicht —“

„Spezifisches Gewicht ist nämlich die Zahl, die angibt, wievielmals ein Körper schwerer ist als die gleiche Raummenge Wasser, oder anders ausgedrückt, das Gewicht von einem Würfel von Kubikzentimetergröße abgewogen in Grammen“, fügte hier der Lehrer zur Erklärung ein. Und das war nötig; denn der Löwenwirt kraute sich hinter dem Ohr und sagte dann: „Spezifisches Gewicht, o weh — das hat mir in der Schule manches Kopfzerbrechen gemacht, aber mit der Weinwaage hab' ich's verstehen gelernt.“

Nun nahm der Hinkende wieder das Wort: „Also ein Kubikzentimeter »Erdrinde«, von der äußersten Schicht, wiegt nur wenig mehr als 2 Gramm, ein Kubikzentimeter »Erdkern« aber mehr als 8, oder, wenn Euch die Mengen zu klein sind: ein Kubikmeter der Erdrinde, auf der wir leben, wiegt über 2000 kg oder 2 Tonnen,

dieselbe Menge aus dem Erdinnersten aber über 8000 kg, d. h. ungefähr so viel wie wenn sie aus Stahl wäre. Darum nimmt man an, der Erdkern bestehe hauptsächlich aus ihm und dem ihm ähnlichen Nickel, und nennt ihn deshalb auch aus den Anfangsilben der beiden Metallnamen im Lateinischen »Nife«.

„Ganz schöne Abkürzung, schöner wie manche aus dem Wirtschaftsleben“, meinte der Bürgermeister.

Die Zwischenbemerkung störte den Hinkenden nicht, sondern, alle fragend, fuhr er fort: „Und wißt ihr, was die Beobachtung der Erdbeben mit den Erdbebenpendeln oder Seismometern lehrt über das Innere der Erde?“ Ohne eine Antwort abzuwarten, sprach er weiter: „Die heftigen Erschütterungen, die ein Erdbeben erzeugt, breiten sich nicht nur wie die Wellen, die der Sturm auf dem Meer verursacht, auf der ganzen Erdoberfläche aus, sie umkreisen nicht nur den Erdball mehrfach und in allen Richtungen, sondern sie pflanzen sich auch mitten durch die Erde fort. Und nun kommt die Hauptsache: die Geschwindigkeit, mit der sie das Innere der Erde durchdringen, hängt ab von der Festigkeit der verschiedenen Schichten, und daraus ließ sich tatsächlich errechnen, daß der Erdkern gegenüber den Erdbebenstößen die Starrheit mindestens des Stahles hat.“

„Es ist mir schon lieber, die Erde ist im Innern fest, als ich sitze auf einem Gasball oder auf so glühender Flüssigkeit; wer weiß, wie fest die Schicht drüber ist; auf einmal bricht sie!“ ließ sich die Löwenwirtin halb ängstlich, halb scherzhaft hören. Alle lachten, aber gleich konnte der Hinkende wieder weiterfahren:

„Und nun kommen noch die »Hüttenmänner« mit ihren Erfahrungen und sagen uns, daß in einem Kupferhochofen sich die Schmelze nach der Schwere in drei Schichten recht scharf sondert; zuunterst bildet sich der Kern der Schwermetalle, mit derbem Namen die »Eisenja«, darüber sammelt sich das an Schwefel gebundene Kupfer und zuoberst die geschmolzene Schlacke.“

„Das kann ich mir ganz gut vorstellen“, sagte daraufhin der Postagent und befriedigt und erleichtert und hörte den Worten des Hinkenden, wie auch die andern, weiterhin eifrig zu: „Wenn ich euch noch sage, daß die Geschwindigkeitsberechnung der Erdbebenwellen durchs Erdinnere noch zwei scharfe Schichtgrenzen weiter außen ergeben hat, so werdet ihr verstehen, warum sich die Geologen meist die Erde aufgebaut denken aus zwei Schichten oder Schalen, die wie im Kupferhochofen den Eisenkern umgeben; und

wenn ihr's in Zahlen wissen wollt: man hat errechnet, daß sich der Eisenkern vom Erdmittelpunkt aus etwa halbwegs zur Erdoberfläche erstreckt; die Zwischenschicht nimmt dann mehr, die äußerste weniger als ein Viertel des Erdbalbmessers ein.“

„Da möchte man fast sagen, die Erdbebenwellen hätten die Erde durchleuchtet“, sagte der Lehrer



„Spezifisches Gewicht, o weh — das hat mir in der Schule manches Kopferbrechen gemacht, aber mit der Weinwaage hab' ich's verstehen gelernt.“

ganz begeistert, und der Hinkende nickte ihm zustimmend zu; aber inzwischen hatte sich der Bachhuber, der höchst gespannt zugehört hatte, geräuspert und sagte wie etwas enttäuscht: „Was Ihr bisher vom Erdinnern und den Erdbeben erzählt habt, war ja recht interessant, aber die Ursache der Erdbeben habe ich nicht drin gefunden.“

Freundlich suchte ihn der Hinkende zu begütigen: „Habt mir noch ein wenig Geduld, gleich werden wir so weit sein, und dann haben wir doch ein vollständiges Bild von unserem Weltkörper. Denn die 1700 Kilometer dicke Zwischenschicht dicht um den Kern ist für uns nicht weiter wichtig, auch weiß man nicht viel sicheres von ihr. Um so wichtiger dagegen ist natürlich die Zusammenfügung der äußersten Schale.“

„Ueber sie weiß ich auch noch was aus meiner Schulzeit; wir haben einmal erzählt bekommen, die Erde sei ursprünglich durch und durch flüssig und wie ein hellglühender großer Tropfen gewesen, dann habe sie sich abgekühlt und dadurch außen die feste Kruste gekriegt, auf der wir herumlaufen“, sagte ganz stolz der Schneidernaz.

„Ganz recht, das habt Ihr gut behalten“, lobte ihn der Hinkende scherzenderweise, „nach den

Erdbebenbeobachtungen, die ich vorhin erwähnt habe, ist diese Erstarrungskruste etwa 120 Kilometer dick; die Ansichten über ihre Stärke gehen noch auseinander; unter ihr liegt dann die wesentlich dickere Schicht, die sich an die Zwischenschicht anschließt. Die starre Rinde und ihre Unterlage sind aber auch verschieden zusammengesetzt: in der oberen, die das spezifische Gewicht 2,5 bis 2,7 hat, herrscht neben dem Silizium, aus dem der Quarz, der Sand und alle Kieselsteine bestehen, noch das Leichtmetall Aluminium vor; man nennt sie darum das Sial; in der tieferen findet sich neben dem Kieselstoff anstelle des Aluminiums das etwas schwerere Magnesium hauptsächlich vor; darum heißt sie das Sima und hat das spezifische Gewicht 3 bis 4. Zugleich sei sie, so lehren die Petrographen, auf deutsch die Gesteinskundigen, durch Druck und Hitze zähflüssig, und darum schwimme die festere aber leichtere sialische Schicht gewissermaßen in der schwereren und nachgiebigen simaischen."

"Ist das nicht wieder eine unbehagliche Vorstellung, daß wir mit einem Erdstück schwimmen wie auf einer Eisscholle im Meer?" fragte der Löwenwirt etwas zaghaft.

Der Hinkende lächelte: "Das ist nicht ängstlicher, als das Leben auf dieser Erde überhaupt »gefährlich« ist, wenn Ihr so wollt. Doch nun kommt Antwort auf Eure Frage, Bachhuber:



Der Postagent wiegt auf der Paketwaage die Erde ab.

im Sima, unter der eigentlichen Erdkruste, sucht man heutzutage die Ursache der Erdbeben; wenigstens gefällt dem Hinkenden diese Anschauung von den vielen Theorien, die aufgestellt worden sind, am besten; hier in dieser Schicht finden wahrscheinlich Bildungen und Umwand-

lungen von Kristallen in größtem Maßstab statt; dabei treten Vergrößerungen, Zerreißungen, Stöße auf, von ungeheuren Kräften hervorgerufen; auch Strömungen setzen ein; und alle diese Vorgänge rufen Spannungen in der darüber liegenden starren Erdkruste hervor, die sich dann in Erdbeben lösen und äußern."

Der Bachhuber sagte nur, „Aha!“ und suchte ein sehr verständnisvolles Gesicht zu machen; man sah ihm an, wie er noch dabei war, die Schilderung des Hinkenden sich klar zu machen. Aber währenddessen fragte schon der Barbier mit seinem beweglichen Verstand weiter: „Aus diesem — wie sagt Ihr? — Sima kommt wohl auch die Lava?“

„Nein, wahrscheinlich nicht,“ entgegnete ihm der Hinkende, „sondern man nimmt an, daß sie aus Nestern feuerflüssigen Magmas stammt — so nennt man den glühenden und geschmolzenen Gesteinsbrei von etwa 1500 bis höchstens 2000 Grad — die sich in der eigentlichen Erdkruste erhalten haben, und zwar deshalb, weil sich mit dieser Anschauung die meisten Erscheinungen bei Vulkanen am ungezwungensten erklären lassen, so z. B., warum ein Vulkan ruhig bleibt, wenn sein naher Nachbar sich rührt, oder warum jeder Lava einer anderen Art von sich gibt, auch wenn sie nahe beieinander liegen. Doch wir müssen noch einmal zu den Erdbeben zurückkehren. So wie vorhin geschildert, entstehen vermutlich nur die allergroßartigsten von ihnen, wenn man so sagen darf; denn die Ursachen der Erdbeben können sehr verschieden sein; die häufigen und schwachen Beben in unserer Gegend haben wahrscheinlich einen andern Grund. Wie ihr wißt, ist die Erdrinde durch die Abkühlung nach dem Weltraum zu, die zweifellos stattfindet, wenn auch ihre Wirkung nicht ganz so groß ist, wie man noch vor kurzem annahm, und durch die dadurch eingetretene Schrumpfung in sich zerbrochen und durch die Einwirkung der Kräfte aus dem Erdinnern zerstückelt; die einzelnen Teile aber sind verschieden schwer und verschieden belastet.“

„Natürlich, man kann sich denken, was für eine Last ein Gebirge wie die Alpen etwa ist, im Vergleich zu einer Ebene“, meinte ganz überlegen der Löwenwirt.

„Fehlgeschossen, gerade das Gegenteil hat sich herausgestellt; Ebenen sind im allgemeinen als Ganzes schwerer als Gebirge“, erklärte daraufhin der Hinkende. Der Postagent aber meldete sich jetzt mit einer Frage, die ihn schon die ganze Zeit beschäftigt hatte: „Wie kann man denn solche Erdstücke abwiegen? Das wollte ich schon vorhin fragen, als Ihr vom spezifischen Gewicht sprachtet, der Erdrinde und des Erdkerns? Mit meiner Paketwaage ginge es ebensowenig wie mit der Briefwaage des Postamts!“

„Für diese Zwecke haben die Physiker besondere Waagen mit Pendeln und Kugeln konstruiert, ohne Gewichte und von äußerster Empfindlichkeit“, wußte der Sinkende zu antworten, „aber genauer möchte ich sie euch heute nicht erklären, sonst kommen wir mit den anderen Fragen nicht zu Ende. Drum hört davon weiter! So wie jedes Stück Holz, wenn es auf Wasser schwimmt, je nach seiner Schwere mehr oder weniger tief eintaucht, das Eichenholz z. B. tiefer als Pappel- oder Tannenholz oder als gar ein Stückchen Kork, so streben auch die einzelnen Schollen des Sial der Erdrinde die richtige Eintauchtiefe in das Sima an, und bei jedem Ruck, den sie nach oben oder unten tun, bebt dann die Erde — um von den Beben, die die Vulkane oder das Zusammenstürzen unterirdischer Höhlen hervorrufen, ganz zu schweigen.“

„Ja, das verstehe ich nun ganz gut“, beteiligte sich der Barbier eifrig am Gespräch, „und darum sind die Erdbeben auch so häufig, weil die richtige Lage in der zähen Masse drunter nicht mit einem Ruck erreicht werden kann.“

„Gewiß, zumal das Sima zehntausendmal zäher ist als Siegellack bei gewöhnlicher Temperatur“, ergänzte noch der Sinkende und fuhr dann fort: „Und warum ist wohl hier bei uns der Schwarzwald und drüben der Ball der Vogesen, dazwischen aber die Rheinebene —“

„Mit 300 Kilometer Länge und etwa 30 Kilometer Breite“, schaltete der Lehrer ein —

„Diese Frage können wir unermesslich schwer zu beantworten: die beiden Gebirge, die einander so nahe und im inneren so ähnlich sind, bildeten früher einmal eine einheitliche Hochfläche, von dieser aber ist die Mitte eingesunken, 2000 Meter tief, wie bei einer einstürzenden Brücke oder einem einfallenden Gewölbe, von dem noch die Pfeiler seitlich stehen bleiben; und die Ebene dazwischen senkt sich immer noch weiter, denn sie wird ständig mehr mit Geröll und Gesteinschutt durch die Flüsse belastet, umgekehrt steigen die Gebirge, denn sie werden dauernd leichter, wenn das auch wohl nicht der einzige Grund dafür ist. Welches aber die letzte Ursache des ganzen Vorgangs ist, vermag ich euch auch nicht zu sagen, ob etwa unterirdische Vorgänge oder die Entstehung der Alpen.“

„Ich denke, die Alpen sind ein Faltengebirge, das sich wie eine Kugel an einem schrumpfenden Apfel gebildet hat, weil die Erstarrungsrinde dem

sich abkühlenden und deshalb kleiner werdenden Kern der Erde sonst zu weit geworden wäre; so habe ich es bis jetzt wenigstens immer erklären hören“, sagte der Bürgermeister; „wie aber hängt damit der Grabenbruch am Oberrhein zusammen? So nennt man doch wohl die wert-



Die Alpen werden aufgefaltet, weil Afrika gegen Europa drängt.

würdige Erscheinung des schmalen Streifens Ebene hier mitten im Gebirge.“

„Damit ein Gebirge wie die Alpen aufgefaltet wird, das in Deutschland tausend Kilometer weit, von Köln nach Königsberg reichen würde und fast so breit wie die Strecke von Basel bis Mannheim ist, sind natürlich ungeheure Schubkräfte nötig; und diese hat nach den bisherigen Anschauungen, da habt Ihr recht, die Schrumpfung der Erde geliefert, die außer den Alpen auch die anderen großen Faltengebirge in Asien, Amerika und Nordafrika hervorgebracht hat (und nebenbei auch die Gebirgsfalten, deren Reste im Schwarzwald und in den Vogesen aus viel älterer Zeit drinstecken). Aber seit man weiß oder, besser gesagt, ausreichen Grund hat zu vermuten, daß die Alpen, wieder eben ausgebreitet, etwa das achtfache ihrer heutigen Breite an Fläche einnahmen, da versagt die Schrumpfungstheorie, die sonst so wohl begründet schien, und man muß sich nach anderen Ursachen für die Faltung umsehen. Und da kommt uns eine neuere Vorstellung zu Hilfe, die auch auf der Annahme beruht, daß die Erdkruste auf der plastischen, d. h. bildsamen Unterlage schwimmt; es sollen nämlich nicht nur kleine Schollen sich heben und senken, um ihre richtige »Eintauchtiefe« zu finden, sondern ganze Erdteile, wie Eisberge im Meer, schwimmend sich bewegen.“

„Das ist lustig, wenn schon die Erdteile nicht mehr fest an ihrem Platz auf dem Erdglobus sind; da wandern am Ende auch alle Inseln“, späste der Postagent.

„Glücklicherweise gehen diese Bewegungen nur langsam vor sich. Grönland, nebenbei gesagt, die größte Insel auf der Erde, »schwimmt« jedes Jahr nur wenige Meter westwärts, wenn die Beobachtungen einwandfrei sind. Sind sie es aber, dann liefern diese Bewegungen ganzer Erdteile Druckkräfte, die Gebirge emporpressen können, und dann sind die Alpen aufgefaltet, weil Afrika gegen Europa gedrängt wurde, und vielleicht — ich sage ausdrücklich vielleicht — hat auch der Einbruch der Rheinebene dieselbe Ursache, nämlich solche tiefgreifenden Schollenbewegungen, deren tiefster Grund noch nicht sicher erkannt ist.“

Nachdem der Hinkende so die Frage des Bürgermeisters beantwortet hatte, wandte er sich fragend dem Maurerpolier zu: „Was für eine Frage habt Ihr nun noch aufgefpart?“

„Ich hätte gerne noch etwas mehr von dem Teil der Erde erfahren, den Ihr Erdkruste nennt; denn aus ihr holen wir doch das Material zu unseren Bauten. Drum wollte ich Euch eigentlich danach fragen, wie unsere verschiedenen Sorten von Steinen, die wir hauptsächlich verwenden, entstanden sind. Aber nun möchte ich zunächst lieber wissen, ob man irgendwo die ursprüngliche Erstarrungskruste, von der vorhin gesprochen wurde, sehen kann.“

Der Hinkende schüttelte den Kopf: „Nein, sie ist in den uns zugänglichen Schichten der Erdkruste nicht mehr vorhanden, sondern es finden sich überall als unterste Unterlage nur umgewandelte Gesteine. Denn in den langen Zeiträumen seit der Bildung der ersten Erstarrungskruste sind diese damals neugebildeten Massen gleich von außen her durch Wind und Wetter, Wasser und Eis zerstört und abgetragen, von

innen her von neuem von feuerflüssigem „Magma“ durchbrochen und überflutet, durchtränkt und umgeschmolzen worden. Durch diese Vorgänge, zu denen noch Hebung und Senkung, Faltung, Ueberflutung und Wiederauftauchen hinzukommt, sind die uns bekanten Gesteine entstanden, und damit beantwortet sich auch Eure andere Frage. Man unterscheidet die aus Feuerfluß entstandenen, wie Granit und Porphyr — ihr kennt sie am harten, unregelmäßigen, kristallinischen Gefüge — von den meist weicheren, regelmäßig geschichteten wie etwa dem Sandstein, die Wind und Wasser aus den Trümmern der vulkanischen gebildet haben. 95 Prozent der Erdkruste besteht

aus ehemals vulkanischen Gesteinen und von ihnen umgewandelten Ur-schiefern; sie bilden die Unterlage der Ebenen und die Kerne der Gebirge; und nur 5 Prozent aus den Trümmer- oder Sedimentgesteinen. Aber eine aufbauende Kraft unserer Erde haben wir noch gar nicht erwähnt: die Lebewesen.

Tiere und Pflanzen haben mächtige Gesteinsmassen aufgeschichtet: denkt an die riesigen Korallenriffe, die die kleinen

Korallentierchen aus der Tiefe der Weltmeere zu vielen hundert Metern Höhe aufgebaut haben; solche ungeheure Bildungen stecken als Rückgrat vielfach in unseren Kaltgebirgen drin. Andere Kaltberge bestehen durchweg aus den Schalen von Muscheln oder Ammonshörnern; ja man kann sagen, daß fast aller Kalk, der zur Ablagerung gekommen ist, durch den Körper von Tieren hindurchgegangen ist. Und denkt an die winzigen Kreidetierchen, die mit der ungeheuren Zahl ihrer Schälchen die mächtigen Schichten und Felsen der Kreide, etwa auf Klügen, an Englands Küste oder in der Champagne hervor-gebracht haben.“

„Ist meine Kreide auch so entstanden?“ fragte der Schneider naz wißbegierig dazwischen.

„Nein, die Schneiderkreide ist eine Art Spect-



„Versteinerungen habe ich ab und zu in einen oder anderen Acker gefunden“, berichtete der Bachhuber, „die Flugfaher bringt manche seltsam geformte Schneede oder Muschel mit herauf.“

ft
di
en
ft
W
er
ge
vi
S
de
ge
W

w
T
he

C

w
ni
de
ih
W
R

ge
kr
w
jd
W
bi
G
de
je

fa
M
m
R
zu
an
B
st
de
R
fa
B
fd
w

stein, ohne Mitwirkung von Lebewesen ist sie durch Einwirkung heißer Quellen, die Magnesia enthalten, aus quarzhaltigen Mineralien entstanden“, nahm der Lehrer dem Hinkenden die Antwort ab. Dieser aber fuhr fort: „Und dann wollen wir uns an die Leistungen der Pflanzen erinnern, die Stein- und Braunkohlen hervorgebracht haben, diese unsagbar wertvollen Schätze, von denen unser Leben in so weitem Maße abhängig geworden ist. Wo aber nicht die ganzen Schichten aus Tier- und Pflanzenresten bestehen, da sind als Zeugen des Lebens in den Schichtgesteinen wenigstens mehr oder weniger häufige Versteinerungen zu finden.“ —

„Nach ihnen habe ich eigentlich auch fragen wollen“, meinte nun der Maurerpolier.

— „Dabei sind es nicht nur die harten Teile der Tierkörper, die Knochen und Schalen, die uns erhalten geblieben sind, häufig sind auch Abdrücke von

Weichteilen feinsten Art und Kriechspuren erhalten, wenn nur der Sand oder der Ton Schlamm weich genug war und auch wieder schnell genug sich verfestigte.“

„Versteinerungen habe ich schon ab und zu im einen oder anderen Acker gefunden“, berichtete der Bachhuber, „die Pflugschar bringt manche seltsam geformte Schnecke oder Muschel mit herauf.“

„Jetzt sind wir wieder ganz außen auf der Erde angelangt“, sagte ganz befriedigt der Barbier, der lange geschwiegen hatte.

„Gewiß, so ist's, wir haben in Gedanken unseren Erdball aufgebaut von innen her bis zu der äußersten Schicht, deren Bearbeitung der Menschens Aufgabe und Schicksal ist. Denn, wer nicht sät, erntet nicht.“

Damit schloß der Hinkende seine Rede und überließ seine Gefährten weiterhin ihren alltäglichen Gesprächen und Gedanken.

Das Gewissen.

Von Anna Schieber.

In den ersten Jahrzehnten nach dem siebenziger Krieg betrieb in einem größeren Marktstrecke eine Witwe den hinterlassenen Besitz ihres Mannes, eine Kundermühle. Sie war nicht in schlechten Verhältnissen, aber auch nicht in solchen, die es ihr ermöglicht hätten, dem geschäftlichen Aufschwung jener Zeit folgend, ihr Anwesen so zu vergrößern und auf die neue Art einzurichten, daß es sich rentierte, wie die Kunstmühlen, die damals aufkamen.

Die Bauern brachten ihr Korn; es wurde gemahlen, das geschah mit einer mäßigen Wasserkraft, manchmal konnte nicht gemahlen werden, wenn es lange nicht geregnet hatte und der schmale Fluß zu seicht war. Sie holten das Mehl wieder ab, wenn es fertig war; die Kleie brauchten sie zum Schweinefutter oder für die Gänsemast; es gab ein bescheidenes Einkommen, das immer genügt hatte, das aber nach den jetzigen Verhältnissen zu klein war.

Die Kunstmühlen richteten Dampfkraft ein, kauften große Mengen Getreide durch besondere Aufkäufer in kornreichen Gegenden ein, arbeiteten mit großem Umsatz und besuchten durch eigne Reisende die Bäder in den Städten. Sie kamen zu Wohlstand und waren wie die Fabrikanten angesehen, deren Gründungen wie Pilze aus dem Boden wuchsen. Sie waren zum großen Teil strebsame Handwerker gewesen, die, dem Zuge der Zeit folgend, sich mit eignem oder geliehenem Kapital vergrößert hatten und nun schnell voran kamen. Die Müllerin sah verschiedene ihrer alten Bekannten reich und vornehm werden; sah sie in schönen Häusern mit kunstvoll angelegten Gärten wohnen und in modischen Kleidern mit leichten

Pferden in Kutschen fahren, während sie selber nur hie und da mit ihren schweren Müllergäulen im offenen Wägelchen über Land fuhr. Es ging damals vielen so: es war die Frage, ob man den Aufschwung mitmachte oder kam, wenn das nicht der Fall war, unter die Räder kam. Die kleinen Betriebe lohnten sich nicht mehr.

Bald kam die Eisenbahn in die Gegend. Das Pferdehalten war auch nicht mehr lohnend, es kam zu teuer; man mußte rechnen können, um auszukommen. Die Müllerin war eine strebsame Frau, sie war energischer und rascher, als der Mann gewesen war. Als er starb, konnte man sie noch eine Frau in den besten Jahren heißen. Ihr ältester Sohn war noch ein Schüler, als er den Vater verlor; nach ihm kamen noch zwei Kinder, eine Schwester und ein kleiner Bruder. Die Mutter hing am meisten an ihrem Ältesten, den hätte sie gern auch groß und vornehm gesehen. Sie besann sich viel hin und her, wie es anzugreifen sei, daß das Geschäft den neuen Aufschwung mitmachen könne. Aber es fehlte das Kapital dazu. Ihr eigenes Vermögen war zu klein, auch hatte der Vormund das Vatergut der Kinder in den Händen, und der war ängstlich und hielt es unter Verschuß.

Die Mutter redete oft mit dem künftigen Müller über die Sache. Der sagte: „Warte nur, bis ich volljährig bin; ich will die Geschichte dann schon in Schwung bringen.“ Es war wie ein Spielzeug für seine Gedanken; er malte sich aus, wie das neue Haus aussehen müsse und welche Art von Einrichtung die neue Mühle, die er bauen werde, habe. Er lernte die technischen Ausdrücke kennen und wollte nur noch Stiefel

mit hohen Rohren tragen, denn solche hatte er bei dem Sohne eines Kunstmüllers in der nächsten Stadt gesehen, der darin wichtig und breitspurig einherging. Für die Mutter war es aber kein Spiel: die Mühle war ausbesserungsbedürftig. Das große Rad mußte gründlich erneuert werden; der Mühlkanal war zu breit und zu wenig tief, den hatte schon der Mann umbauen lassen wollen. Der Schornstein des Wohnhauses sollte von der Baupolizei aus einen neuen Aufsatz bekommen, er war feuergefährlich.

Das alles kostete viel Geld, und es kam nichts dabei heraus.

Die Frau ging oft in schweren Gedanken, denn es nützte nichts, die Ausbesserungen machen zu lassen, wenn nachher dann doch die alte Geschichte war: die Mühle lohnte nicht mehr.

Sie hielt sich wohl für fähig, ein Geschäft zu leiten, das nach den neuen Anschauungen geführt wurde. Sie konnte einen Kaufmann anstellen, aber die Augen dachte sie dennoch über allem zu haben; es mußte ja nur so lange gehen, bis der Sohn imstande war, das Geschäft zu führen. Er mußte alles lernen, was dazu gehörte; Bildung war nötig, um voran zu kommen. Wenn es aber gar zu lange dauerte, so war die Konkurrenz gar zu groß, die Zeit war jetzt reif.

Manche Nacht lag die Frau schlaflos und dachte sich aus, wie es zu machen sei. Einmal stand sie mitten in der Nacht auf, um einige Papiere nachzusehen, die in einer Mappe ihres Mannes lagen. Dabei kam ihr die Feuerversicherungs-urkunde in die Hand. Sie war verhältnismäßig hoch; es hatte damals Streit zwischen den Eheleuten gegeben, als der Mann darauf bestanden war, sie zu erhöhen.

„Eine Mühle ist eine leicht brennbare Sache“, hatte er gesagt, „man will ja keinen Brand fürchten, aber wenn das Schicksal es wollen sollte, so ist man dann doch nicht gleich in der Not, wenn man eine ordentliche Beihilfe zum Wiederaufbau hat.“ Die Frau hatte damals das schöne Geld gedauert, das man jedes Jahr für die Versicherung bezahlte, aber sie hatte sich dann gefügt. „Ich will ja nicht schuldig sein, wenn etwas passiert“, hatte sie gesagt.

Nun hatte sie in der Nacht das Papier in der Hand und sah es wieder und wieder an. Die Versicherungssumme stieg vor ihr auf, sie sah das Geld auf dem Tische liegen; sie sah es, wie man damals auszahlte, in großen Silber- und auch Goldstücken. Damit konnte man bauen mit den neuen Einrichtungen; das Vermögen, wenn es auch nicht groß war, half noch dazu.

Sie erschrak plötzlich über ihre Gedanken. „Du großer Gott, ich bin ja doch keine Brandstifterin“, dachte sie. „Ich werde doch mit Ehren in die Grube fahren.“ Eins der Kinder hatte die Mutter aufstehen gehört und kam schlaftrunken heraus, sich die Augen wischend. Sie trug es

wieder in sein Bettchen und kam dann noch einmal in die Stube, verschloß das Pult und legte sich schlafen. Aber es war ein Funken in ihre Seele gefallen. Immer wieder kehrte der Gedanke an die Versicherungssumme zu ihr zurück.

Sie wollte sich befreien. Sie sah das Formular bei Tage wieder an. „Was man doch in schlaflosen



Eins der Kinder hatte die Mutter aufstehen gehört und kam schlaftrunken heraus.

Nächten für Gedanken haben kann“, dachte sie. „Es sitzt gewiß mancher im Zuchthaus, der es gar nicht begreifen kann, wie es geschehen konnte, daß er eine schlimme Tat tun mußte.“ Sie verschloß das Papier wieder, sie wollte es nun nicht mehr ansehen.

Es kam ein heißer und gewitteriger Sommer, in dem in der Umgegend mehrere Feuerbrünste durch Einschlagen des Blitzes vorkamen. Die Müllerin spürte einen heimlichen Neid auf die Abgebrannten, die doch nicht genug wehklagen konnten. Sie kam sich fast als benachteiligt vor, denn sie meinte, sie hätte es nötiger gehabt als die anderen, die keinen Neubau brauchten.

Es ging eine Zeit dahin. Die Gewitter hatten aufgehört, und die Herbststürme segten das welke Laub von den Bäumen das Tal hinunter. Die Müllerin ging eines Abends aus dem Hause; sie besuchte sie und da die Versammlung einer religiösen Sekte, die sich seit einiger Zeit in dem Marktflecken aufgetan hatte. Seit sie von der inneren Unrast umgetrieben war, hatte sie das Bedürfnis, ihr Gemüt in der Gemeinschaft mit anderen zu beruhigen. Sie war allein daheim. Die beiden jüngeren Kinder waren in den Herbstferien bei Verwandten in der Stadt, wo

Der Älteste zur Schule ging. Sie schloß das Haus hinter sich zu und legte den Schlüssel auf den Sims des Stallfensters, wo ihn der Knecht beim Heimkommen finden sollte. Er mußte wohl bald kommen, sie hatte ihm das Nachessen auf den Küchenherd gestellt, weil die Magd zu einer Hochzeit ins Nachbardorf gegangen war. Das war eine Seltenheit, daß das Haus ganz leer stand, immerhin konnte es vorkommen. Es war ja nicht auf lange.

Die Müllerin ging um das Haus herum, ihr Weg führte über den schmalen Steg, der den Mühlkanal überquerte. Als sie mitten auf dem Steg war, wandte sie sich noch einmal um, denn es war ihr gewesen, als ob ein Fenster schlage, auch roch es nach Rauch.

Der Rauch kam aus dem Garten; es hatte am Tage ein Tagelöhner darin gearbeitet. Er hatte Kartoffeln ausgenommen und mit dem Kraut ein Feuer angezündet. Das Feuer schien ihm wohl ausgebrannt zu sein; er deckte es mit Asche zu. Nachher legte er noch Stengel von abgenommenen Sonnenblumen und anderen Stauden darauf, die er vielleicht am anderen Tage auch verbrennen wollte; es war da noch vieles zu tun. Nun hatte der Wind die Asche weggeweht und die Funken, die noch unter der Glut lagen, neu angefacht. Er wurde immer heftiger, er trieb starke Rauchwolken auf. Sie zogen gegen das Haus hin und es waren Funken darin, die sich ständig vermehrten. Das Fenster schlug auch wieder, es war keine Täuschung gewesen; es war das Fenster zu dem Raum, in dem die vollen Mehlsäcke aufgespeichert lagen.

Die Frau tat unwillkürlich einige Schritte gegen das Haus zu. Denn die Funken konnten leicht in den Raum mit den Mehlsäcken fliegen, sie mußte das Fenster zumachen. Dann blieb sie wieder stehen; sie kämpfte mit sich. Sie wurde hin und her gezogen, aber nach einer kleinen Weile kehrte sie sich um und ging ihres Weges weiter. Unterwegs war sie in einem sonderbaren Zustand. Sie dachte: „Nun kann das Haus verbrennen, es kann sehr wohl sein, daß es verbrennt. Ich bin dann schuldig, aber getan habe ich doch nichts dazu. Die Kinder sind nicht daheim, auch sonst niemand. Die Gänse sind mit dem Knecht unterwegs, die Magd ist auch nicht da. Es ist, als ob es so sein sollte.“

Sie verwirrte sich. Sie dachte: „Vielleicht ist es Gottes Wille, daß es geschehe. Ich hätte nur den andern Weg gehen sollen, der durchs Dorf und nicht über den Steg führt, dann wäre alles ohne mich gegangen. Ich will es nun gehen lassen, wie es geht. Vielleicht verweist der Wind die Funken und den Rauch, ohne daß etwas geschieht, dann soll es auch recht sein.“

Sie kam in der Versammlung an, die Leute ehrten es, daß sie bei all dem Wetter gekommen

sei; man sehe, daß ihr etwas an Gottes Wort liege. Die Müllerin sah und hörte nichts von allem, was vor sich ging. Sie horchte nur, ob nicht Feuerlärm ertöne oder das Geläute der Sturmglocke.

Die Versammlung dauerte lange, es waren zwei auswärtige Redner da. Es wurde gebetet und gesungen. Zu den Schlußchoral hinein klang auf einmal das Horn des Feuerwehrführers, der die Männer zu Hilfe rief. Es übergellte das Lied und auch den Sturm, der draußen an den Läden und Fenstern rüttelte. Dann setzten die Glocken ein. Die Töne verwehten, es war schauerlich zu hören, wie alles auf den Flügeln des Windes getragen wurde: das Rufen des Hornes, das Läuten, das Schreien der Leute auf den Gassen: Feuer! — Die Versammelten brachen ihren Gesang ab; einige ließen sich nicht hören. Es kam ihnen unrecht vor, den Vers nicht zu Ende zu singen; das klang dünn und falsch. Die Müllerin hielt auch bis zum Ende durch. Nachher sagten die Leute, sie habe ausgesehen, wie in eine andere Welt versetzt.

Als sie aus dem Versammlungshaus trat, riefen ihr die Menschen auf der Straße zu: „Euer Haus brennt! Die Mühle steht in Flammen!“ Sie schien zu wanken, ging dann aber aufrechten Schrittes heim. Sie erwiderte kein Wort auf jede Anrede. Das war verständlich, andere hätten geschrien und geweint, aber man sah, daß sie ein festes und aufrechtes Weib sei. „Ein gottesfürchtiges“, sagte der Oberste der Sekte, als er es hörte.

Es geschah nun alles, was man in solchen Fällen tun kann. Die Feuerwehren der benachbarten Orte kamen der eigenen zu Hilfe. Wer helfen konnte, tat es. Männer und Weiber taten ihr mögliches mit Wasserschleppen und an der Spritze. Aber es war zu spät. Der Wind ließ nicht ab, und das Feuer flammte lichterloh gen Himmel. Der Knecht kam mit dem Wagen und den Gäulen an, er führte sie in einen fremden Stall und jammerte immer, daß ihm sein Sparkassenbuch und seine Kleider verbrennen, er sei nicht versichert. Die Müllerin sagte hart: „Nimm dich zusammen. Was dir verbrennt, das ist mir verbrannt. Es geht jetzt um mehr.“ Das respektierten die Leute. Die Müllerin war doch um und um zu achten.

Der Tagelöhner, der das Kartoffelfeuer angezündet hatte, war auch da. Er versicherte aufs Beste, er habe das Feuer ganz ausbrennen lassen und noch mit Asche zugedeckt, er sei nicht schuldig. Daher sah man, wie es etwa zugegangen sein mochte. Gegen einen solchen Sturm, der noch das letzte Fünkchen anfachte, war der Mensch machtlos. Es war aber ein bestimmtes Zeugnis, daß es sich um keine vorläufige Brandstiftung handeln konnte, wie man sonst vielleicht gemutmaßt hätte.

Die Mühle brannte bis auf den Grund nieder. Sie wurde mit der Versicherungssumme neu aufgebaut mit neuen Einrichtungen. Die Müllerin nahm noch Geld auf, das sie auf die neuen Gebäude und Maschinen leicht geliehen bekam. Sie nahm einen Geschäftsführer an, der bis zur Selbständigkeit des jungen Müllers die Sache leiten sollte. Die Frau war aber selber in allem mit drin, sie schenkte sich keine Mühe und war in aller Munde als eine wackere und groß angelegte Frau; sie hatte ja auch tüchtige Kinder, die etwas rechtes wurden.

Man konnte aber auch wohl sehen, daß die Heimsuchung, wie es die Leute hießen, einen tiefen Eindruck auf sie gemacht habe; sie wurde noch viel mehr als zuvor ein eifriges Glied der Gemeinde. Sie stiftete ein Taufbecken, als die Kirche des Ortes renoviert wurde; aber sie gab auch Beiträge für die Sekte, die sich ein kleines Kapellchen baute. Sie sagte, man dürfe nicht so eng sein; eine Kirche sei so gut wie die andere, man müsse nur den Glauben haben. Da hatte sie nun Freunde auf beiden Seiten und freilich auch Gegner, denn sowohl die einen als die andern fanden es wäre besser, sich ganz für eine Seite zu entscheiden. Aber Gegner zu haben, das war auch eine achtbare Sache.

So wurde die Müllerin unter guten Verhältnissen älter. Die Tochter verheiratete sich jung in die nächste Stadt; der ältere Sohn übernahm die Mühle, die einen steigenden Gewinn abwarf. Er hatte eine gute Frau, munter, gesund und von guter Bildung, mit der er friedlich lebte, es war alles im Lot. Die Mutter wohnte im oberen Stock der Mühle, und die Kinder kamen viel zu ihr herauf. Der jüngste Sohn studierte die Rechtsgelehrsamkeit und brachte der Mutter eines Tages eine feine Braut ins Haus, als er das Amt schon erreicht hatte, sodaß nun eigentlich nichts mehr fehlte an allem, was sie sich und ihren Kindern schuldig zu sein glaubte. Aber als sie die Rechnung solchergestalt in Richtigkeit zu haben meinte, kam ihr eine von anderer Seite zu, die sie seither im Verschluß gehalten hatte wie damals die Feuerversicherungsurkunde. Sie wußte wohl davon, aber sie wollte sie lieber nicht sehen, denn sonst gab es unruhige Nächte und Tage.

Es wohnte an dem halbstarken Hang hinter der Mühle drüben über dem Kanal ein alter früherer Tagelöhner, der seine guten Jahre in Lohn und Dienst des Müllers verbracht hatte und schon lange an einem gichtischen Leiden krank lag. Er war schon damals, als der Brand ausbrach, krank gewesen, da hatte er noch hie und da aufstehen und am Fenster sitzen können. Das war aber jetzt schon lange vorbei. Nun hieß es, daß es bei ihm zu Ende gehe. Die Müllerin hatte ihm oft Stärkungsmittel geschickt, wie sie das bei vielen Kranken tat. Besucht

hatte sie ihn schon lange nicht mehr. Nun ließ der Kranke ihr sagen, sie möchte doch kommen, er werde bald sterben, und er möchte sie noch einmal sehen.

Sie ging zu ihm. Er lag in seiner Kammer, er hatte eine Waise bei sich, die ihn pflegte. Er schickte die Waise hinaus, er habe mit der Müllerin etwas zu reden. Dann sagte er:

„Ich habe heute das heilige Abendmahl genommen. Vielleicht haben Sie den Pfarrer ins Haus gehen sehen. Da wollte ich Ihnen sagen: Ich habe ja natürlich gebeichtet, man hat allerlei auf dem Herzen, wenn es so ans Letzte geht. Und da habe ich mich auch besonnen, ob ich es sagen muß, daß ich damals, als Ihre Mühle abbrannte, gesehen habe, wie die Funken zum offenen Fenster hineinfliegen und wie das Feuer entstanden ist. Es war niemand um den Weg, aber ich hätte vielleicht doch mit aller Kraft jemanden errufen können, wenn es in mir hätte sein müssen. Aber ich habe dann zugesehen, wie die Frau“ — so nannte das Gesinde die Müllerin immer — „über den Steg gegangen ist und alles gesehen hat, und ich habe dann gedacht, daß es für mich eine Sache zum Beschweigen sei und habe nichts verlauten lassen. Jetzt vor dem Abendmahl ist es mir wieder gekommen; so vor dem Tode, da kommt alles wieder und ich habe es mit mir ausgemacht, daß es keinen Wert für mich habe und auch für niemanden sonst, wenn ich jetzt noch rebe. Ich habe gedacht: die Frau muß ja auch einmal sterben, laß sie ihre Sache selber ausmachen, du kannst es ihr ja doch nicht abnehmen. Das wollte ich sagen, damit die Frau weiß, ich habe dem Pfarrer nichts gesagt von der Sache. Denn die Frau wird ja gesehen haben, daß ich damals am Fenster gewesen bin und zugesehen habe.“

Der Kranke legte sich zurück, den er war am Ende mit seiner Kraft; er schloß die Augen und atmete hart. Die Müllerin saß noch eine Weile auf dem Stuhl am Bett und rührte sich nicht. Als die Waise nach einiger Zeit wieder eintrat, weil ihr die lange Stille in der Kammer auffallend war, erschraf sie, so verfallen sah die starke und gesunde Frau aus. Sie fragte, ob sie der Müllerin wohl einen Schluck Branntwein anbieten dürfe; er sei selbstgebrannt und tue dem Herzen gut. Sie sei wohl vor dem Tod erschrocken, denn der stehe dem Kranken ja in den Augen.

Die Müllerin nippte an dem Glase, das die Waise herzubachte. Dann ging sie aus der Stube und aus dem Hause.

Sie ging nicht in die Mühle zurück, sondern stieg auf die Anhöhe hinter dem Mühlkanal, von der aus man einen weiten Rundblick über das Tal h'n hatte. Dort oben war eine Bank, auf die sie sich setzte. Sie überdachte, was der Kranke gesagt hatte. Am meisten war ihr ans

Sei
wie
es

gol

geh

stii

Ab

hin

ley

nu

mu

gal

abz

die

De

ode

St

De

for

wie

gai

um

sie

der

eig

mi

wa

es

gin

wa

wa

der

auf

gai

De

bel

lei

mi

fön

ihr

Ge

ja

bre

sie

hat

vor

Zu

Ab

Re

im

dai

we

ein

von

ein

Herz gegangen, daß er darum geschwiegen hatte, weil „sie ja doch selber sterben müsse und ihr niemand das abnehmen könne“. Das war richtig, es war etwas unentrichtbares.

Sie hatte immer für eine fromme Frau gegolten, vielleicht hatte sie sich auch selber dafür gehalt. n. Ihre Pflichten gegen die Kirche hatte sie auch stets erfüllt. Aber es fiel nun plötzlich über sie hinein: an Gott hatte sie nie im letzten Ernst gedacht. Das wachte nun auf. Wenn der Tod kam, so mußte sie vor ihn hintreten, es gab da nichts zu verwischen und abzuschließen. Es war aber jetzt die Frage, was zu geschehen habe. Der Tagelöhner starb wohl heute oder morgen. Sie wußte seit einer Stunde, daß da ein Mitwisser sei. Der ging aber jetzt aus der Welt fort, und dann war wieder alles wie zuvor. Aber es war auch alles ganz anders. Denn der Tod kam unweigerlich auch an sie heran, und sie mußte ihn bestehen. Vielmehr sie mußte sich mit dem auseinandersetzen, was dann kam. Oder eigentlich: sie mußte sich schon heute mit dem auseinandersetzen, was war. Sie wußte jetzt: sie hatte es immer weggeschoben, aber das ging nun nicht mehr an. Es war wach und ließ sich nicht mehr geschweigen.

Sie durfte nicht heimgehen, ehe sie wußte, was zu geschehen hatte. Aber als sie lange auf der Bank gesessen war, stand sie dennoch wieder auf, ohne einen anderen Entschluß als den, die ganze Sache weiter mit sich herumzutragen. Denn sie konnte doch nicht ihre Kinder mit dem belasten, was sie getan hatte. Es hatte auch keinen Wert, wenn sie zu einem Richter ging und ihm sagte, daß sie den Brand hätte verhüten können, es jedoch nicht getan hätte. Er würde ihr sagen, daß sie nicht strafbar sei, da man Gedanken nicht strafen könne und da man ja nicht habe wissen können, ob ein Brand ausbreche oder nicht. Er konnte nicht wissen, daß sie die Mühle ungezählte Male angezündet hatte — in Gedanken! Und daß der Brand von ihr heraufbeschworen sei — in Gedanken. Zum Pfarrer hätte sie auch gehen können. Aber der Pfarrer, das war der Verwalter der Religion; er konnte nichts anderes tun, als ihr im Namen der Kirche vergeben, und sie wußte, daß sie zu klar sei, als daß sie dadurch befreit werden würde.

Sie ging etwas gebeugt, wie ein Mensch, der eine Last aufgeladen bekommen hat. Das blieb von dem Tage an so; die Kinder sagten zu einander, daß die Mutter doch alt werde. Sie

ehrten sie, wie man ein Kleinod ehrt und das um so mehr, je mehr die Mutter sich in einer Atmosphäre von leiser Traurigkeit bewegte, die zugleich eine Atmosphäre von unendlicher Hilfeleistung gegen alle Armen und auch gegen alle Mißglückten war. Sie trat einem Verein für



Die Müllerin saß noch eine Weile auf dem Stuhl am Bett und überlegte sich nicht.

entlassene Strafgefangene bei, der den Ausgestoßenen wieder zu einem menschenwürdigen Dasein verhelfen wollte. Da gab sie Beiträge und besuchte sogar die Strafanstalt des Landes, um zu sehen, worin sie tatsächlich helfen könne. Der Sohn, der die Mühle betrieb, fand zuweilen, daß die Mutter es ein wenig weit treibe mit dem Geben. Er meinte, es sei eine Form von Altersschwäche und besann sich, ob er nicht doch irgend einen Kiegel vorschieben müsse.

Aber er brachte es dann doch nicht über's Herz, denn die Mutter hatte ja den Wohlstand des Hauses herbeigeführt durch eigene Tüchtigkeit, wenn ihr auch der Brand freilich dabei geholfen hatte. So kam der sechzigste Geburtstag der Müllerin herbei. Die Kinder wollten ihn festlich begehen, schon auch, um die Mutter zu erfreuen, die in letzter Zeit immer mehr in eine Melancholie zu geraten schien. Die auswärtigen Kinder und Enkel kamen am Vorabend an; sie traten am Geburtstagsmorgen als Ueberraschung ins Zimmer. Der Kirchenchor sang vor dem Hause, als die Frau noch in ihrem Schlafzimmer war. Nach dem Frühstück kam der Pfarrer; er trank ein Glas Wein mit den Söhnen, die Enkel kamen mit Blumensträußen und gratulierten; der älteste jagte ein Gedicht auf: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles

Grab“, das hatte er in der Schule gelernt, und er hatte sich ausgedacht, daß es für den Geburtstag der Großmutter passe.

Die alte Frau ließ alles über sich ergehen. Sie saß in ihrem geschmückten Stuhl mit der Efeu-quirlande und zitterte leise, wie die Schwiegertochter bemerkte. Es war wohl etwas viel für sie, aber das mußte nun doch ausgehalten sein. Dann hielt der Pfarrer eine kleine Ansprache. Er sagte, es sei eine seltene Sache, daß eine Witwe so in Ehren und in guten Werken alt werde, mitten unter den Kindern, die sie in Gottesfurcht erzogen habe. Aber das Beste sei, daß sie sich nicht überhebe, sondern demütig geblieben sei, bei aller Veranlassung, gut von sich zu denken. Das sei das rechte Kennzeichen einer Christin, da ja auch der Beste immer noch wisse, vollkommen gut sei er nicht.

Er hatte eigentlich einen Trinkspruch tun wollen, aber es war unvermutet eine kleine Predigt geworden, die freilich nicht Gott, sondern die Geburtstäglerin ehrte. Die Frau sah ein paar Mal aus, als ob sie den Pfarrer unterbrechen wolle, sie beherrschte sich aber, bis er geendet

Ich bin nicht zu rühmen, denn —“ da schwankte sie und wäre wohl un gefallen, wenn nicht der älteste Sohn sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

Die Feier war gestört, alle hatten den Eindruck, daß es zu viel für die Mutter gewesen sei; man nahm die Kleinen aus dem Zimmer, auch der Pfarrer ging weg. Die Kinder blieben da, es herrschte ein Schweigen; man spürte, daß da etwas sei, was nicht nur mit einer körperlichen Schwäche zusammenhinge. Aber niemand wollte anfangen zu reden. Da bat die Mutter um einen Schluck Wein. Sie trank ihn und nickte mit dem Kopfe.

Sie bat die Jhrigen aus der Stube zu gehen, bis auf den Ältesten. Als sie mit ihm allein war, sagte sie: „Das ist mein Abendmahl gewesen, denn ich spüre, daß ich sterben muß, es ist etwas in mir zerprungen, als der Pfarrer mich lobte. Ich habe eine schwere Last mit mir herumgetragen, seit vielen Jahren. Ich wollte sie auch bis zum Ende tragen, aber irgendwo hört es immer auf, daß man nicht mehr kann. Und wenn es nur eine Flaumfeder ist, die dazu kommt, irgendwo hört es auf. Er hätte es nicht tun sollen, dann hätte ich es vollends für mich behalten können. Ich muß ja selber sterben“, — da erzählte sie dem Sohne die Geschichte mit dem alten Tagelöhner und dem Mühlenbrand. Der saß bleich dabei und konnte kein Wort sagen.

Er hätte sie gerne getröstet; er hätte gerne gesagt, daß sie ja nichts getan habe, was menschlich strafbar sei, daß sie das, was sie als Unrecht empfinde, ihren Kindern, ja am meisten ihm selber zu Liebe in ihr Leben hereingenommen habe. Aber er brachte kein Wort hervor. Er fühlte, wie eine Last sich auf ihn legte. Die mußte er nun weiter tragen. Denn der gute Stand der Mühle und sein gutes Auskommen war doch Raub, und zwar ein solcher, der nun nicht mehr zurückgegeben werden konnte. Er sah plötzlich die Mutter vor sich, wie sie in all den Jahren gesucht hatte, durch Wohltun ihr Verschulden gut zu machen, und sah auch, daß er das nun weiter fortführen müsse. Es hatte keinen Wert, wenn er die Geschichte noch öffentlich bekaunte. Es kam nichts dabei heraus als Geschwätz und ein Makel, der sich auf seine unschuldigen Kinder legte. Er

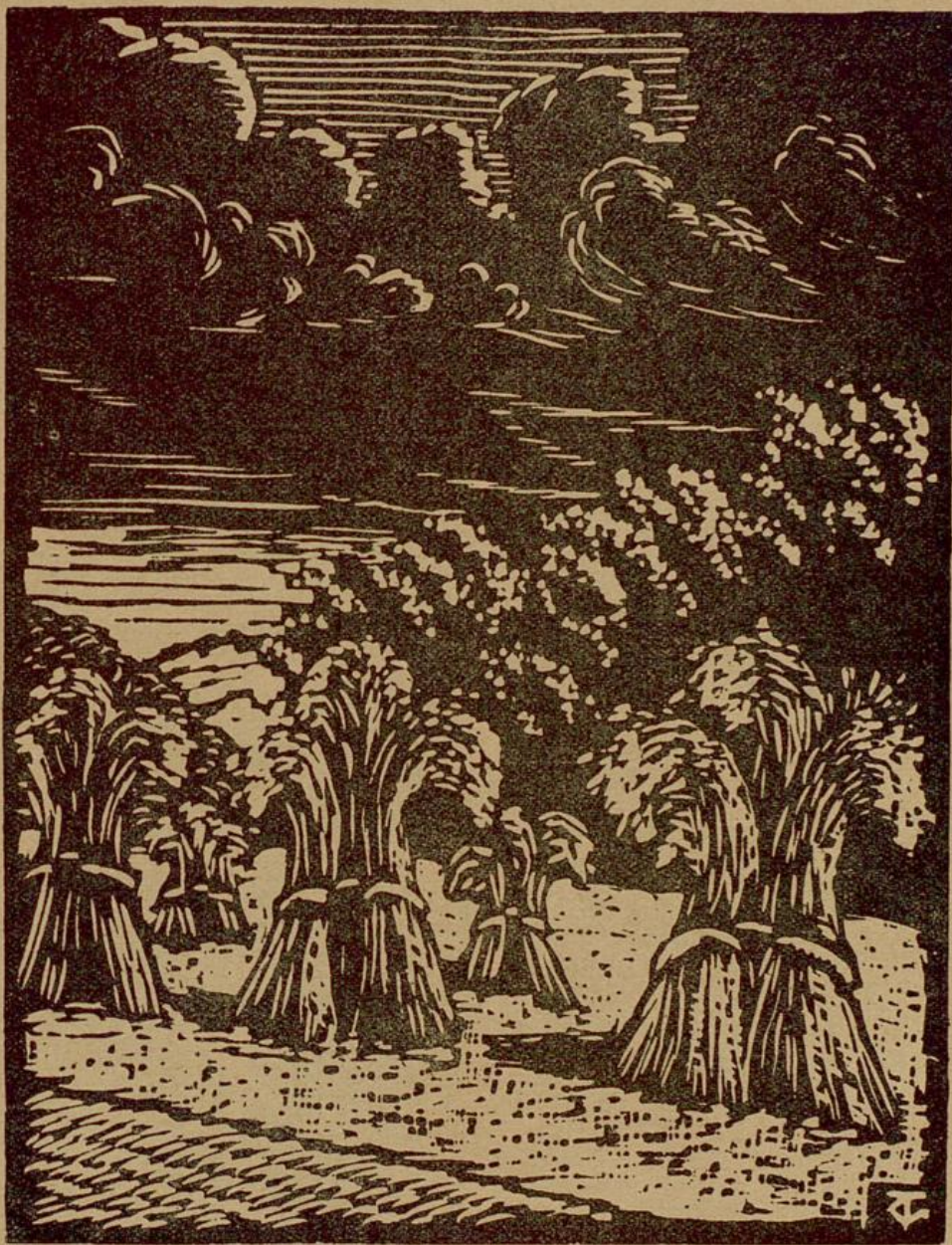


Wiel Karlsru.

Da schwankte sie und wäre wohl un gefallen, wenn nicht der älteste Sohn sie in seinen Armen aufgefangen hätte.

hatte. Dann stand sie auf, sie hielt sich an der Armlehne des Stuhles fest und fing an zu reden, wobei sie bald errödete, bald erblaßte. Sie sagte: „Ich habe das alles angehört, und es ist mir eine schwere Strafe gewesen. Sie haben mich gerühmt, das legt mir eine Verpflichtung auf

fühlte eine große Hochachtung vor seiner Mutter, die viel geübt hatte, wie er nun sah. Er hätte wohl gewünscht, daß sie das Geheimnis vollends mit ins Grab hätte nehmen können, aber er sah auch ein, daß sie es nicht konnte, als der Pfarrer zu rühmen anfing. Dennoch



Gewitter zur Erntezeit

von Geo Tyroller

war sie nun unbescholten, und das lag schwer auf ihr. Es war eine sonderbare Sache mit dem Leben und mit dem Schuldigsein.

Er saß immer noch stumm da, da sagte die alte Frau: „Ich hätte es dir gerne erspart, aber vielleicht gehört es zu deinem Leben, daß du es tragen mußt. Du wirst ja selbst sehen, wie du es einrichtest, es ist deine Sache von jetzt an. Die Schuld ist nur mein, daran hast du keinen Teil. Ich muß jetzt sterben, Gott weiß, wie er mich aufnehmen wird. Wenn ich bereuen wollte, so war es immer in mir, daß ich ja nicht wisse, ob ich es ein anderes Mal anders machen würde. So bin ich vielleicht gar nicht bekehrt, denn dazu gehört, daß man wünscht,

die Tat nicht getan zu haben. Ich weiß nicht, wie es damit ist, ich weiß nur, daß gewiß nichts zu rühmen an mir ist. Gott wird mich aufnehmen müssen wie ich bin, nur das drückt mich, daß die Menschen mich rühmen werden. Versprich mir, daß du an meinem Grabe nur ein Gebet sprechen lassen wirst, ein Bußgebet. Die Leute sollen denken, was sie wollen. Ich weiß, daß ich nicht besser bin, als irgend ein Mensch, er sei wer er wolle; das ist vielleicht das einzige Gute an mir, daß ich das weiß.“

Sie sah den Sohn an, ob er es verspreche. Der konnte nur nicken, er hatte die Augen voll Wasser. Als er sie getrocknet hatte, sah er die Mutter im Stuhl zusammensinken. Sie war tot.

In zwölfter Stunde.

Aus den Straßburger Revolutionstagen. Novelle von Erica Grupe-Lörcher.



Wier Schläge in unregelmäßigen Abständen an der hinteren kleinen Gartentür des Hauses?

Euphémie Burger sprang von ihrer Näharbeit im Hinterzimmer des Erdgeschosses auf, im stillen wartend, ob der Geliebte käme, und dennoch erschrocken, als sie jetzt sein verabredetes Zeichen hörte. — Sie huschte über die steinerne Diele des Hauses, schob leise aber fest den Riegel vor die große Haustür und riß sich zur Verhängung des Schlüsselloches das Taschentuch mit solch eiliger Hast aus ihrem batistnen Brusttuch, daß die dreifarbigte Kokarde, die sie bei Androhung großer Bestrafung auf Befehl der jungen, einigen, unteilbaren französischen Republik auf Schritt und Tritt zu tragen hatte, vom Fichu zu Boden fiel. — In diesen Tagen entschiedlicher Unsicherheit und blutiger Willkür mußte man gewärtig sein, selbst durchs Schlüsselloch von Spähern und Spionen von der Straße aus beobachtet zu werden. Dann hob sie im Hintergrund der Diele einen, dem Mauerwerk farbig völlig gleichenden Vorhang von einer kleinen, unscheinbaren Hintertür und schob hier einen Riegel zurück. In halbgebückter Haltung schlüpfte jetzt eine Männergestalt im dunklen, weiten, fest um die Hüften gezogenen Mantel heraus. Ohne ein Wort zu verlieren, eilten beide in das Hinterzimmer, um hier die Tür hinter sich zu schließen. Als der Mann den tief in die Stirn gedrückten Hut abriß, fielen reiche dunkelblonde Haare bis zum Nacken herab. — Sie wagte nicht, zu fragen, sondern sah ihm nur angstvoll in die Augen, als er ihre beiden Hände ergriff.

„Ich komme, um Abschied zu nehmen, Liebste!“

„Du willst fort? Hoffst du, durch die stark bewachten Stadttore von Straßburg zu kommen? Steht Schneider dir nach dem Leben?“

Er reckte sich auf, als müsse seine Brust einen starken Atemzug einziehen. „Mir und tausenden von andern. Und deswegen —, deswegen“ —. Er brach ab, als käme das Ungeheuerliche nicht



In halbgebückter Haltung schlüpfte jetzt eine Männergestalt im dunklen, weiten, fest um die Hüften gezogenen Mantel heraus.

über seine Lippen. Statt jeder Frage umklammerte sie seine Hände, als wolle sie ihn nicht lassen. Da zog er sie zu sich auf das breitausladende Ledersofa, neben dem im

grünen mächtigen Kachelofen Tannenscheite knisterten.

„Euphémie, du bist meine einzige Vertraute, hast so viele Jahre treu zu mir gehalten. Deine Seele ist stark! Wenn mich nicht diese entsetzlichen Zeiten aus meiner Bahn schleuderten, wären wir Mann und Frau. — Aber deswegen bin ich es dir schuldig, dich vorzubereiten. Auf mein Vorhaben, auf meinen Entschluß. Denn du wirst schweigen können bis morgen —“

„Was wird morgen sein, Charlot?“

„Wenn morgen Enlogins Schneider wieder seine politischen Reden im »Spiegelklub« hält — —“

Sie unterbrach ihn mit blassen Lippen: „Ich denke, Schneider reißt mit der Guillotine durchs Elsaß, hält Gericht und zwingt die Leute zum Respekt vor seiner blutigen Diktatur?“

„Schneider ist soeben nach Straßburg zurückgekehrt! Hast du nicht die festliche Musik im Vorbeiziehen gehört, nicht den Fackelschein in der Nähe gesehen? Unter großer militärischer Ehrung, unter Vortritt einer Ehreneskorte, in einem mit vier Schimmeln bespannten Wagen, zog er eben hier ein. An seiner Seite — ja, stamme nur! — seine junge Gattin! Eine verschüchterte junge Bürgerstochter aus Barr, die er sich gestern dort gleich antrauen ließ. Heute abend feiert er seinen Hochzeitschmaus in seinem Hause. Und morgen wird wieder —“

Euphémie seufzte schwer auf. Sie vollendete seinen Satz: „Morgen wird wieder die ganze Stadt zittern. Die Guillotine wird wieder auf dem Kleberplatz angelehene, unschuldige Bürger köpfen. Die Häuser werden abermals in die furchterlichen Festungstürme an der Ill als Gefangene zu schleppen. —“

Er aber preßte jetzt ihre Hände in den seinen mit einem Druck zusammen und sagte unter einem leidenschaftlichen Groll: „Nein, das wird nicht mehr geschehen! Denn man wirft sich auch einem rasenden Tiger entgegen, um ihn zu töten! Und — was eine Charlotte Corday zu Paris vermochte, — das wird auch ein Mann in Straßburg zu vollbringen vermögen!“

Sie schrie vor Entsetzen leise auf: „Du willst Schneider töten?“

„Ja! Schon zu lange währt seine blutige Willkür, die zum Wahnsinn auswächst. Und gerade er! Kam er nicht als Priester aus Württemberg über den Rhein herüber, um hier Messe zu lesen und das Gebot zu predigen: »Du sollst nicht töten?« Jetzt ist es sein Ehrgeiz, sein Vorbild in Paris, Robespierre, noch zu über treffen. — Wer seine Publikationen im »Argus« liest, ahnt, daß er ein Wahnsinniger geworden ist, der alle Macht an sich riß. Er verhöhnete alles Göttliche. In unserm altherwürdigen Münster hat er »das Fest der wahren Vernunft« anstatt der christlichen Religion gesetzt. Auf dem

Hochaltar steht — anstatt eines Priesters, ein — Schwein, dem eine Halskrause umgetan ist! Und wer nicht dem neuen Glauben öffentlich zuschwört, wird als Anhänger der »ci-devant-Priester« von Schneider vernichtet. Schneider muß sterben, damit noch mehr Entsetzlichkeiten



W. Müller.

„Was eine Charlotte Corday zu Paris vermochte, — das wird auch ein Mann in Straßburg zu vollbringen vermögen!“

für Straßburg, fürs Elsaß verhütet werden!“

Nach einer langen schweren Pause sagte Euphémie: „Wenn du kämpfen müßtest — Charlot — ich würde dich segnen. Aber töten, — morden — deine Hände besudeln?“

Er neigte sich ihr entgegen und sprach ruhig aber dringend: „Du weißt, daß unser Regiment — als ich in Paris meiner Militärpflicht genügen mußte — die entsetzliche Aufgabe hatte, die Gardisten zur Bewachung der politischen Gefangenen in der Conciergerie zu stellen. Ich habe dein junges Herz nicht mit einzelnen Schilderungen jener Wochen und Monate gepeinigt, in denen ich Tausende und aber Tausende auf Strohlager in den finsternen Gefassen der Conciergerie dem Tode auf der Guillotine entgegenharren sah. Unglückliche, die man bezichtigte, dem gestürzten Regime angehört zu haben. —“

Sie wehrte mit leiser, schauernder Bewegung ab. „Aber gerade durch unsere Reiben, die Leid, Entsetzen, verzweifelte Todesschreie gewohnt waren, strich ein fassungsloses Staunen, eine stumme Bewunderung, als man eines Tages ein schönes, junges, schlichtes Bürgermädchen einlieferte, das mit der stolzen Haltung einer Heldin aus der

Antike den Kerker in der Conciergerie betrat. »Sie hat den Bluttiger Marat in seiner Wohnung erdolcht, um Frankreich zu befreien! Hat sich ohne jeden Widerstand fesseln lassen und wünscht nur, bald abgeurteilt zu werden und zu sterben!« raunten wir Gardisten uns zu.“

Mit einer Bewegung ergebenen Schmerzes senkte Euphémie den schönen Nacken unter dem gefälbelten weißen Battisthäubchen. Nur zu gut wußte sie, wie tief damals das Schicksal von Charlotte Corday in dem Straßburger jungen Soldaten geschürft!

„Soll ich nicht einen Finger des Schicksals darin ersehen, Euphémie, daß es gerade mich zum Gardisten ihres Kerkers machte? Sollte sie nicht ein Vorbild, eine Vorbestimmung meiner eigenen Zukunft werden, daß ein einziges mutiges Herz das Leben Tausender bewahrt, indem es einer rasenden Hydra den Kopf zermalmt? Ehe man Charlotte Corday zum Schaffot abholte, hat sie unter meinen Augen den denkwürdigen Abschiedsbrief an ihren Vater ge-

und unzählige kommende Verbrechen zu verhindern! Denke mit mir an das Wort unseres großen Dichters Corneille: Nur das Verbrechen schändet — — — nicht aber das Schaffot!“ —

Die schöne junge Bürgerin Euphémie Burger lehnte sich erblässend zurück.

„Ich würde dich jubelnd der Rettung unseres Ellasses opfern, Charlot — und damit meine eigene Zukunft begraben. Aber dich als Mörder wissen? Steht vor dir nicht das unauslöschlich drohende Wort Gottes des alten Testaments: »Mein ist die Rache! Mein!« —“

„Ich fühle mich zum Werkzeug des Schicksals bestimmt, seit ich Charlotte Corday sterben sah! Was ein tapferes junges Mädchen für sein Heimatland vollbrachte, wird auch ein Mann zu vollbringen wissen. — Wir dürfen nicht länger warten! Jetzt nach seiner Rückkehr, sich auf der Höhe seiner Macht wissend, über Feinde und Neider triumphierend, wird Schneider noch Entzwickliches anrichten.“ — — —

Wie, was war das? Ein mehrmaliges Herabdrücken am Griff der Haustür? — Das Ohr von Euphémie, seit Monaten auf jedes geringste verdächtige Geräusch geschärft, als einzige Hüterin ihres Lebens und das ihrer greisen, halberblindeten Mutter Tag und Nacht auf dem Sprunge — hat sich nicht getäuscht.

Sie springt auf, packt die Hand des Geliebten und raunt mit einer Stimme, die unter dem furchtbaren Herzklopfen zu ersticken droht! „Man kommt! Vielleicht sucht man dich hier: Fort — — —!“

Die harten Zeiten ständiger Lebensgefahr lehrten sie Geistesgegenwart. Während Charlot Dubois Hut und Mantel vom Stuhle reißt, mit fliehenden Sohlen über die Diele zur kleinen Gartentür huscht und durch diese verschwindet, geht Euphémie mit absichtlich lauten Schritten, ein harmloses Liedchen schmetternd, die Holzstufen der knarrenden Treppe herab, schiebt das unauffällige Besengestell vor die Gartentür, läßt den Vorhang mit leichtem geschicktem Griff vor das Gestell fallen und öffnet dann gelassen die verschlossene Haustür. Beim Anblick von einer Gruppe Soldaten, deren Silhouetten jetzt mit dem mächtigen Zweimaster, den breiten Epauletts noch gigantischer im bündenden Licht der an Ketten über die Straße gespannten Dellampen erscheinen, markiert sie leichtes Erstaunen.

Der Sergeant tritt zu ihr herein: „Bürgerin Euphémie Burger! Wir haben den Bürger Charlot Du'ois zu suchen! In seinem Hause, wo wir ihn eben vergeblich holen wollten, sagte man uns, vermutlich befände er sich hier!“

„Das ist ein Irrtum!“ knixt Mamsell Euphémie, „Charlot Dubois ist nicht hier! Ich weiß nicht, wo er sich befinden kann. Bitte sucht



Der Sergeant tritt zu ihr herein.

schrieben. Vielleicht beschwörst du mich jetzt warnend: Willst du zum Mörder werden? So antworte ich dir mit den Worten von Charlotte Corday an ihren Vater: »Freue dich mit mir über mein Schicksal! Denn es vergönnte mir, das Unrecht an Tausenden zu rächen

unser ganzes Haus ab, damit meinen Worten geglaubt wird!"

Dem mit ihren wankenden Knien und ihrem einer Ohnmacht nahen Entsetzen hält das Bewußtsein sie aufrecht, daß Charlot inzwischen durch das winzige Hausgärtchen, durch den Nebengarten der befreundeten Nachbarn zum schmalen Flußbad gelangt ist, der unmittelbar an der kaum beleuchteten Zill entlangführt und ihn, umfangen vom Dunkel des Dezemberabends, an die Rabenbrücke und dann ins Gewirr alter, krummer Gäßchen bringt.

Längst schon schläft die halberblindete greise Mutter. Euphémie aber liegt vor dem Fenster auf den Knien. Der Vorhang ist zurückgezogen. Umhaucht von dem silbernen Schein der Mondsichel zeichnet sich just der obere Teil des alten Münsterturmes vor ihr am kalten, klaren Nachthimmel ab. —

Gar seltsam nimmt sich die sonst so schlank, durchbrochene Spitze aus. Stundenlang hat man im „Spiegelklub“ darüber debattiert, daß der Münsterturm abzutragen und der Erde gleichzumachen sei, weil sein Ueberragen der Stadt gegen die Gesetze der jungen, alles gleichmachenden Republik verstoße! Einige besonnenere Köpfe inmitten des Jakobinertaumels haben die Konzeption abgerungen, den Münsterturm mit einer riesigen Jakobinermütze aus rotem Blech zu krönen, um ihn als guten Jakobiner zu dokumentieren, — und haben den Wahnsinn vor der Möglichkeit eines weltgeschichtlichen Vandalismus geschickt.

Ja, Wahnsinn und blutige Willkür regiert über Straßburg! Euphémie kann den Entschluß des Geliebten verstehen. Und doch! Sie ringt die Hände zum Firmament empor, zu dem der Münsterturm auch jetzt zu den ewigen Fernen als stummer Mahner deutet. „Dein sei die Rache, mein Gott! Dein! Gib ein Wunder in letzter Stunde. Aber bewahre ihn, ein Mörder werden zu müssen!“

Nach einer durchwachten, durchhangten Nacht hört sie am andern Vormittag um die zehnte Stunde vier Schläge in unregelmäßigen Zwischenräumen vorne an der Haustür! Charlot?

Er wagt es, am hellen Tage vorne auf der Straße herzukommen? Weiß er sich denn nicht auf Schritt und Tritt von den Häschern Schneiders verfolgt?

Sie stürzt zur Haustür und öffnet. Ihr feines, hübsches Gesichtchen ist aschfahl. Keuchend nach eiligem Laufen tritt Charlot Dubois zu ihr herein. Sie möchte ihm in die Arme sinken in der einzigen gütlichen Aufwallung, ihn noch einmal vor sich zu sehen, — vielleicht auf ihn eindringen zu können, abzulassen — —

Da sieht sie den Ausdruck ungeheuerlichster Erschütterung in seinen Zügen. — Und als ob nur eine übermenschlich starke Spannung ihn nach einer durchwachten Nacht und gewaltigen Eindrücken früher Morgenstunden noch bis hierher getragen, sinkt er, — nachdem Euphémie



Unter Tränen zu ihm aufblickend, noch jedes Wortes unfähig denkt sie nur das eine: „Dein ist die Rache, Gott! Dein!“

schnell die Haustür wieder geschlossen, — auf einem Stuhle der Steindiele zusammen. — Seine eiskalten Hände greifen nach den ihren. —

„Eulogius Schneider ist gestürzt! Mit seinem gestrigen pomphaften Einzuge hat er sich als Jakobiner sein eigenes Grab geschaufelt.“

„Schneider ist gestürzt? Wer tat es?“ Sie vermag das Unglaubliche noch nicht zu fassen. —

„Seine beiden Feinde St. Just und Lebas haben sofort in einer zusammenberufenen Nachtversammlung Schneiders Auftreten als eines Jakobiners unwürdig erklärt, ihn gestürzt und seine Verhaftung angeordnet. Schon heute nacht ist Schneider als Gefangener in einen der alten schauerlichen Festungstürme an den »gedeckten Brücken« gebracht, wohin er so manchen braven Straßburger Bürger schleppen ließ. — Jetzt steht Schneider am öffentlichen Schandpfahl unter der Guillotine auf dem Kleberplatz! Und heute nachmittag wird ihn die Diligence nach Paris, zur Aburteilung unter Robespierre, bringen.“

Da reißt auch ihre Spannkraft ab, als ein übermächtig brausender Dankesjubiläum in ihre körperliche Erschöpfung und seelische Erschütterung strömt. Sie bricht vor dem Geliebten in den Knien zusammen. — Unter Tränen zu ihm

ausblickend, noch jedes Wortes unfähig, denkt sie nur das eine: „Dein ist die Rache, Gott! Dein!“

Sie küßt seine, ihr entgegengestreckten Hände. Diese Hände, die ein urplötzlich hereinbrechendes Gottesgericht in zwölfter Stunde davor bewahrte, Mörderhände zu werden!

Und während Charlot Dubois seine Braut an sich zieht und sie beide nur stammelnd von der Rettung des bedrohten Elsaßlandes und dem

wieder aufdämmernden Glück ihrer Zukunft reden, ertönen draußen Rufe, Schreie der Ueber- raschung und erlöster Freude — — —

Dem das Volk rottet sich auf den Straßen zusammen, um zum Kleberplatz zu eilen und mit eigenen Augen das schier Unfassbare zu begreifen: Eulogius Schneider, den Tyrannen von Straßburg und des Elsaßes, unter dem drohenden Fallbeil der Guillotine zu sehen! — — —

Die Köchin.

Von Fritz Müller. Partenkirchen.

Da lebte ein Notar am Langensee, der hatte eine Frau, die war gestorben. Ich sah ihn vom Begräbniß kommen und erstaunte daß: der pfiß ja und sang ein Liedel. Den Text dazu erfuhr ich später.

Es war damals, wo Gesetze üppig in die Binsen schossen. Keiner konnte sich mehr aus. Nicht einmal der Herr Notar.

Einer seiner Feinde — wer hat keine? machte sich den Spaß, in einem Briefe ohne Unterschrift zu drohen, daß man ihn beim Staatsanwalt belangen werde — warum, das werde er sich selber denken können.

Nichts konnte er sich denken, der Notar. Aber mochte einer wissen, ob bei dieser Unzahl neuer Kriegsgesetze man nicht irgendwo an einer unsichtbaren Angel hing? Ein Verleumder brauchte die nur anzuziehen, und man zappelte daran, und alles, was man sich erworben hatte, würde vor die Hunde gehen.

„Olympia“, sagte er zu seiner Köchin, „unterbreche deine Kocherei und komme in mein Studio — so, hier setz dich — hab' ich dir schon einmal etwas vorgelesen? — nicht? so will ich's jetzt tun — weißt, es ist nur, daß ich meine Stimme übe — die ist eingerostet, weil der neue Wein so lange auf sich warten läßt in diesem Jahre.“

Dann las er wie ein Wasserfall ein Dokument, um am Schlusse breit zu lächeln: „Na, verstanden wirst du's ja kaum haben?“

Die Olympia machte ein dummes Gesicht. Das machte sie immer, wenn sie etwas besser, als dem andern lieb war, aufgenommen hatte.

„Hab' ich mir gedacht. Wozu auch? Koch du gut, das ist gescheiter — halt, noch einen Augenblick: Wer hat mir erzählt, du könntest nicht mal deinen Namen schreiben? — Verleumdung, nicht wahr? Na, dem werde ich's beweisen — hm, womit gleich — ha, deine Unterschrift werd ich ihm zeigen — schreib mal deinen Namen hierher — so, jetzt kannst du wieder gehen — was ich sagen wollte: Zehn Lire hast du mehr im Monat — aha, jetzt grinst du, — so etwas versteht man besser, he?“

Die Olympia ging in die Küche, die Jahre gingen weiter, und die Kriegsgesetze gingen dahin, wo sie hergekommen waren.

„Olympia“, sagte der Notar, „unterbreche deine Kocherei und komme in mein Studio — so, hier setz dich — hab' ich dir schon einmal etwas vorgelesen? — wie, vor sieben Jahren? — siehst du, alle sieben Jahre wiederhast sich alles — weißt, es ist nur deshalb, daß —“

„Sie Ihre Stimme üben“, sagte die Olympia. Der Notar schob seine Brille auf die Stirne: „Schlecht scheint dein Gedächtnis nicht zu sein, Olympia?“

„Es geht, so alle sieben Jahre pflegt sich's zu erneuern.“

Der Notar schob seine Brille höher: Sollte die Olympia, die so tat, als ob sie nicht bis fünfse zählen könne —?

„Ein wenig rascher, Herr Notar, sonst breunt die Gans an!“

Dieser Ton! Nun, man würde nachher, wenn sie unterschrieben hatte, ihr den Standpunkt klarer machen.

Dann las er wie ein doppelter Wasserfall ein Dokument, um am Schlusse breit zu lächeln: „Nun, verstanden wirst du's ja kaum haben? Wozu auch? Koch du gut, das ist gescheiter — halt, noch einen Augenblick: Wer hat mir erzählt —“

„— ich könnte gar nicht schreiben? Herr Notar, der Mann hat recht.“

„Wie — was? Du hast doch noch vor sieben Jahren —“

„In sieben Jahren lernt man viel. Noch mehr kann man verlernen. Ich habe keine Ahnung mehr, wie man Olympia schreibt.“

„Olympia“, sagte der Notar und wies auf seine Stirne, „was ein Mensch besitzt —“

— soll er behalten. Einverstanden: Ich behalte alle mir vor sieben Jahren zugeschriebenen Häuser —“

„Wer hat Häuser!“ schrie der Notar, „du willst Häuser haben, die —“

— die ich, laut Ihrer eigenen Bestätigung im Kaufvertrag vor sieben Jahren, bar an Sie bezahlte.“

„Einen Dreck hast du! Ich werde dich belangen dafür, daß —“

— der Herr Notar in die Grundbücher eintragen ließ —“

„Olympia, du bist — du bist —“

— nicht so dumm, das Rückkaufsdokument zu unterschreiben. Mir gehören alle Häuser. Mir verbleiben sie. Herrseh, die Gans wird doch nicht —“

„Olympia, laß die Gans. Der Gänserich war ich. Ich will deinen Monatslohn verdoppeln, wenn du —“

„Und ich verzichte überhaupt auf jeden Lohn und auf den eigenen Besitz der Häuser, wenn —“

„Wenn, Olympia, wenn?“

„Wenn ich den Vertrag hier unterschreiben darf.“

„Teuerste Olympia —“

„So unterschreiben darf.“ Sie malte auf ein Stück Papier: Olympia Rossi.

„Rossi heiße ich!“

„Was nicht ausschließt, daß ich auch so heißen könnte.“

Was blieb ihm übrig?

Und was bleibt mir noch zu erzählen übrig? Nur zwei Dinge noch. Erstens, daß die Trauung und das unterschriebene zweite Dokument auf einen und denselben Tag zusammenfielen. Und zweitens, daß der Herr Notar beim Rückweg vom Begräbnis seiner Frau —

Wie, das hätte ich schon erzählt?

— beim Rückweg vom Begräbnis seiner Frau gepfeifen hat, nachdem er auf die Köchin nicht hat pfeifen dürfen.“

Das Klavier.

Von W. K.

Wer in Zehausen eine Sache von außerordentlicher Bedeutung zu kaufen oder zu verkaufen hat, der geht vorerst zum Herrn Kaufmann Zengerle und fragt um Rat. Hat doch selbst jener Spitzbube, der das alte kostbare Delbild des Markgrafen aus dem Rathausjaale stahl, vorher bei Herrn Zengerle vertrauensvoll angefragt, was das Bild wert sei und wieviel der Gemeinde durch Kunsthändler schon dafür geboten wurde.

Der Lammwirt wollte zwar keine Bilder stehlen, wohl aber ein Klavier kaufen, nämlich für die Nebenstube in seiner Wirtschaft. Nun war er wohl der reichste Mann im Ort, also auch der klügste. Aber in musikalischen Fragen fühlte er sich trotzdem sozusagen unsicher, seitmalen er lebenslang noch kein Klavier angerührt hatte. Also ging der Lammwirt zu Herrn Zengerle und bat ihn, mit nach Karlsruhe zu reisen. Dort sei nämlich in einer Vorstadt-wirtschaft ein Klavier mit außerordentlich starkem Ton in der Zeitung ausgeschrieben. Und das scheine ihm an einem Klavier doch die Hauptsache zu sein, daß es einen starken Ton besitze. Denn wozu anders hat man ein Klavier als wegen des Tons?

Herr Zengerle brummte: Müsse er denn in alle Pfützen treten? Von Klavieren verstehe er so wenig als von Kriegsschiffen. Der Lammwirt solle doch zum Lehrer Tausend gehen. Der sei ein großer Musiker.

Nach etlichen Ausreden gestand nun aber der Lammwirt, er sei eigentlich schon beim Lehrer Tausend gewesen, habe aber nichts erreicht. Der Lehrer spielte nämlich gerade — so erzählte der Wirt — auf einem Kastén, der hatte einen

ganz dünnen Ton, aber so zäh wie Rinozerosöl. Der Lehrer nenne den Kastén Mormonium oder dergleichen, und unten sei eine Vorrichtung, damit bewege man die Füße, damit sie nicht kalt würden. Der Lammwirt fragte den Lehrer Tausend, was er da spiele. Der Lehrer antwortete: Das sei von einem Komponisten, der heiße (wenn der Lammwirt nicht irrte), mit dem Vornamen Bastian, mit dem Vaternamen aber Fluß oder Bach oder so ähnlich. Da der Lammwirt ein kluger Kopf ist, besonders nach seiner eigenen Meinung, aber auch nach dem Urtheil derer, die ihn in den Gemeinderat wählten, so merkte er aus den Reden des Herrn Tausend sehr wohl heraus, daß jener Bastian ein ziemlich berühmter Musikant sein müsse, wenn auch nicht gerade so berühmt wie der neulich verstorbene Herr Umbreit aus Karlsruhe, der mehr als ein halbes Duzend Feuerwehrmusiken und Gesangsvereine in der Umgegend leitete. — Um aber zur Sache zu kommen, hatte der Lammwirt endlich den Herrn Tausend gefragt, ob man auf dem Mormonium da auch Tänze spielen könne, und er solle einmal einen solchen aufmachen. Da schaute der Lehrer den Lammwirt kurios an und sagte: „Nein, Lammwirt, auf diesem Instrument kann man keine Tänze spielen. Das ist nur für heilige Musik.“ — „So?“ sagte der Lammwirt verwundert und brachte nun seine Bitte vor: der Herr Lehrer möge so gut sein und mit ihm in die Stadt fahren, das Klavier mit dem starken Ton dort zu besichtigen oder vielmehr zu behören. Allein der Lehrer wollte davon nichts wissen. Er habe mit dergleichen musikalischen Sachverständigen schon Unannehmlichkeiten genug erlitten. Denn wenn

das Instrument einmal im Wirtshaus stehe, so falle jeder Viehtreiber drüber her und haue drauf herum und bald heiße es, das Klavier sei schon so abgedroschen wie eine Strohharbe und überhaupt um die Hälfte zu teuer; das müßten also doch rechte Schäfsköpfe gewesen sein, die den Kästen gekauft hätten.

So kam der Lammwirt denn zum unvermeidlichen Herrn Zengerle und hielt an, daß dieser mitgehe. Sonst könne es passieren, daß man ein Klavier aufgehängt bekomme, auf welchem man ebenfalls keine Tänze spielen könne; und Tänze seien für eine Wirtschaft doch die Hauptsache, nämlich wenn die jungen Burschen und Mädchen einmal lustig sein wollten. Mit der heiligen Musik aber sei in einer Wirtschaft nichts los. Man müsse nur staunen, daß der Lehrer Tausend sich mit einem so minderwertigen Mordonium habe anschnieren lassen, das nicht einmal keine Tänze von sich gebe.

Nun, Herr Zengerle ließ ihn zuerst schwätzen. Aber er machte mit dem Lammwirt zuweilen gute Geschäfte. Also zog er, obwohl sehr ungern, dennoch die gelben Sonntagshosen an, die nach der letzten verhängnisvollen Behandlung mit dem Fleckenwasser prachtvoll restauriert waren, und reiste mit in die Stadt und in die vorstädtische Wirtschaft, welche das Klavier mit dem außerordentlich starken Ton feilbot. Die Wirtschaft hieß: „Zum fidelem Elefanten“. Tatsächlich war auf dem Wirtshauschild ein Elefant abgemalt, der hatte einen Zylinder auf dem Kopf, saß auf einem Bierstößchen und spielte mit vergnügtem Rüsselgesicht Klavier. Das schöne und eindrucksvolle Bild gefiel dem Lammwirt sehr gut. Denn, dachte er, wenn das hier abgemalte Klavier das gleiche ist, wie es in der Wirtschaft zum Verkauf steht, so hat es mit dem letzteren gute Wege. Ein Klavier, das einen Elefanten als Spieler anshält, muß stark gebaut sein, also auch einen starken Ton haben.

Der Elefantenwirt, offenbar ein mittelmäßiger Vorstadtbierzäpfler, war daheim. Was sein Außeres anging, so hatte er mit seinem Wappentier, dem Elefanten, verblüffende Ähnlichkeiten, besonders in der Figur und in der Rüsselpartie. Dagegen was das Innere, das Seeliche ausmacht, was doch die Hauptsache ist, so sah der Wirt nicht darnach aus, als ob er so gut wie sein Elefant Klavier spielen könne. Und gar besonders „fidel“ war der Wirt erst recht nicht. Denn er stieß die Stühle des kleinen leeren Stüchens heftig vom Boden herauf und auf die Tische und hielt dazu über seine Damen einen Schimpfmonolog, in einer Tonstärke, die man aufrichtigen Herzens seinem Klavier wünschen möchte. Allerdings ergingen sich auch die Damen in der Küche nebenan in ziemlich zwanglosen und geräuschvollen Betrachtungen über die Männerwelt des Hauses. Nun a'er, als der

aufgeregte Elefantenwirt die beiden Gäste sah und ihr Anliegen erfuhr, da wurde er rasch so freundlich wie die Morgenröte oder wie auf dem Wirtshauschild sein Wappentier.

„Franz!“ schrie er zur Küchenpforte hinaus, „Franz!“

Franz erschien. Der junge Mann hatte ein ganz interessantes Gesicht. Nur rollte er die Augen gar zu fürchterlich und kammte wie in großer Erregung unaufhörlich mit den fünf Fingern seiner Rechten die langen Haare zurück, die ihm widerspenstig über die früh faltig gewordene Stirn herabrollten.

„Also das wäre mein künftiger Schwiegerjohn, Herr Franz Nebbich, ein berühmter Musiker. Er wird nächstens im »Kühlen Krug« sein erstes größeres Klavierkonzert geben. Die ganze Stadt ist gespannt darauf. — Also, Franz, da setze dich an's Klavier und lege los, daß das Haus kracht. Zeige mal, was das Klavier für einen Ton hat. — Da werden Sie etwas hören, meine Herren, davon können Sie erzählen, so lange Sie leben. So was ist noch nicht dagewesen, wie der Franz spielt und wie das Klavier einen starken Ton hat.“

Franz warf den drei Kunstfreunden einen verächtlichen Blick zu, setzte sich aber dennoch hin und fuhr sinuend durch die Haare. Der Elefantenwirt flüsterte ihm etwas ins Ohr, wurde aber durch einen wütenden Blick der rollenden Augen und eine geradezu vernichtende Handgeberde zurückgeschleudert.

Der Künstler war schon in der Trance. Er phantasierte dideldabeldudel jijijijij! Süße Liebe, Oja zoggeia — hopyaja — hopp! — Sieh, sieh — Bums! da ist der Kerl! — bumbera bumbera — ha! ha! Schurke! — Himmeltürkenhimmeltürken bombenbomben . . . Fluch und Tod, Gift und Dolch! ha! Mord! — Mord! — Ah. Ah! . . . Grab und Tod . . . jammernde Liebe . . . süßer Schmerz . . . Blick zum letztenmal . . . Singe, sänge, Nachtigall, auf . . . mei . . . nem Gra . . . le . . .

So ungefähr konnte man in Worten deuten, was der Künstler in Tönen flötete und schmetterte. Jedenfalls spielte der Struwelpeter wie ein Alter. Der Lammwirt staunte, besonders darüber, wenn der Virtuos zuweilen mit der linken Hand über die rechte hinausgriff. Daß ein sterblicher Mensch so etwas fertig brächte, das hätte er nie geglaubt. Aber das wollte er dem Lehrer Tausend unter die Nase reiben. Auch die Geberden, die der Herr Nebbich sonst noch beim Spielen zum Besten gab, indem er nämlich bald das Haupt ganz nach hinten hing und verzückt die Wäcken oben an der Decke zählte, oder wenn er trauernd die Nase tief herabdrückte bis fast auf die Tasten, alles das erweckte in dem Lammwirt die Gewißheit: „Sapperlot, der kann's. Solche Dissenatenten hab' ich noch keinen machen sehn.“

— Nun war der Lammwirt zwar nicht um der musikalischen Phantasien des Herrn Nebbich willen gekommen, sondern um des Klaviers willen, um des starken Tones willen. Aber auch da mußte der Lammwirt ohne Widerrede anerkennen, und der Herr Zengerle bestätigte es, daß das Klavier, wenn es tüchtig angeschlagen wurde, einen Ton habe, wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Bogenprall, daß einem das Trommelfell weh tat. Und Herr Nebbich hatte wirklich zuweilen draufgeschlagen, als ob er hagebuchene Klöße spalten wollte; so daß der Lammwirt, der das Klavier schon halb und halb als sein Eigentum betrachtete, dem Witterich manchmal gern Einhalt geboten hätte. — Der Elefantwirt strahlte natürlich wie die helle Morgenjonne.

Er flüsterte und blinzelte dem Lammwirt zu: „Der Kerl hat ein Glück! Der Kerl hat ein Glück! Wenn ich Ihnen jagen würde, wie viel meine Lina in die Ehe bekommt, Ihrwürdet mich für einen Schwindler halten!“

„Aber“, antwortete der Lammwirt, „nehmt Euch in Acht vor dem Taftendrescher. Das ist ein Tyrann! Wenn das kein Tyrann ist, will ich kein Lammwirt sein.“

Der Lammwirt hatte nämlich einmal auf einem alten Abreißkalender, der ihm zufällig in die Hände fiel, ein Gedicht gelesen, worin die Tyrannen überaus heftig gescholten wurden. Das seien ganz schlechte Kerle. Nun wußte der Lammwirt allerdings nicht, was ein Tyrann eigentlich sei. Aber doch hatte er als kluger Kopf gemerkt, daß man gewisse schlechte und gewalttätige Subjekte offenbar Tyrannen nenne, und hatte sich das Schimpfswort wohl gemerkt, zumal da es einen sehr schönen Klang hat.

Herr Franz Nebbich war zu Ende. Er erhob sich, atmete und seufzte tief auf, fuhr sich wieder in die Nähne und starrte mit verwunderten Augen die drei Männer an, als sehe er sie jetzt zum erstenmal in seinem Leben und könne sich nicht erklären, wie sie plötzlich auf diesen Planeten und in diesen Saal kämen.

Doch der Lammwirt, der nicht nur ein kluger,

sondern auch ein energischer Mann ist, ließ sich von den starrenden Augen nicht hypnotisieren, sondern er ging unentwegt auf's Ziel los.

„Also, Herr Künstler, das mag ja alles recht schön sein, was Sie da gespielt haben, und das Klavier hat wirklich einen starken Ton. Aber nun eine andere Frage: Kann man auf diesem Klavier auch einen Walzer spielen?“

Herr Zengerle schrie: „Lammwirt! Ihr blamiert Euch, daß man sich bitterlich schämen muß.“

„Warum denn?“ fragte der Künstler großmütig. „Der Herr meint wohl, nicht jedes Klavier sei etwa für einen Chopinwalzer geeignet. Und gerade ein Kasten wie der hier könnte diese Frage wirklich erregen. Nun, ich will Ihnen

einen Chopinwalzer drauf zu spielen suchen. Möge der Meister es mir nicht übel nehmen.“

„Einen Chopinwalzer? Den kenne ich nicht, den Chopinwalzer. In Szeged spielt unsere berühmte Feuerwehrmusik diese neumodischen Tänze nicht. Die spielt nur Schottisch, Rheinländer und dergleichen, Polka und richtige Walzer.“

Wenn Sie aber

keinen richtigen Walzer gelernt haben, so tut's auch ein anderer Tanz. Spielen Sie mal — ich will Ihnen ein paar Hop'er vorsingen — spielen Sie mal den:

Unser Geld wird gar nicht schimmelig,
Denn wir brauchen immer ziemlich

oder den:

Zu Bagstedt wird kein Maurer reich,
Maurer reich, Maurer reich.
Was er verdient, verkauft er gleich,
Sauft er gleich, sauft er gleich.“

„Narr!“ heulte der Künstler entsetzt auf, wie ein Hund, dem man unvorsichtigerweise auf den Schwanz getreten hat. Rasch legte sich zwar der Elefantwirt drein und wollte es erzwingen, daß der Schwiegersohn sofort einen Schottischen loslasse. Aber der Künstler betrachtete die zwei Wirte von oben bis unten mit grimmiger Verachtung; dann drehte er sich langsam um und wankte, schmerzbeugt die Nähne zurückstriegelnd, aus dem Saal. Der Elefantwirt gab etwas



Der Künstler war schon in der Trance. Er phantasierte dibelbadelbudel sissississ!

verlegen die Erklärung solcher Rätselhaftigkeit: „Wissen Sie, meine Herren, die großen Musiker sind alle ein bisschen meschugge. Zum Exempel der Beethoven, dem haben sie hier in meinem Saal einen Weisabend gefeiert und sogar eine Festrede gehalten. Aber meschugge war er auch. Das hat selbst der Herr Festredner zugegeben. Und mein Schwiegersohn, der Franz Nebbich, ist gleichfalls meschugge. Denn wenn einer kein richtiger Narr ist, so ist er auch kein richtiger Musiker.“

Nun war Beethoven, der große Meister der Töne, zwar im Saale anwesend; aber er konnte sich und seine Kunst leider nicht verteidigen, sündemalen er nur aus Gips geschaffen war.

„Aber“, fuhr der Wirt beschwörend fort, „wenn meine Lina den verrückten Kerl, den Nebbich, einmal am Halfter hat, dann bin ich gut dafür, meine Herren, die wird ihm die tollsten Flühe schon abfangen. Denn die Lina, das ist genau dasselbe Luder wie die Alte.“

Ein tiefer Seufzer, der einem volljährigen Elefanten Ehre gemacht hätte, besiegelte die Aufrichtigkeit dieses Seelenergusses.

Aber mit alledem war für den Lammwirt eben immer noch nicht der unumstößliche Tatsachenbeweis geliefert, daß man auf dem fraglichen Klavier auch Tänze spielen könne, daß man also damit nicht angeschmiert sei wie der Lehrer Tausend mit seinem Mormonium. Ver-

jüngere Tochter antreten; die mußte einen Schottischen herunterhacken, auch einen Walzer, ja sogar den Zehausener Nationaltanz, Tripstrill genannt, bis das Mißtrauen des Lammwirts beschwichtigt war. Nun atmete der Elefantenwirt auf. Er ließ alsbald einen Doppel-liter vom Besten auffahren, merkte aber sofort, daß er mit dem Finger in die Tinte gegriffen hatte. Denn vom Wein verstand der Lammwirt fast soviel wie der Beethoven von der Musik. Hier war er nicht Laie. Der Elefantenwein aber machte Miene, ihn in die Flucht zu schlagen. Doch auch hier wußte der schlaue Wirt Rat. Er rief nämlich seine Damen herbei, die dicke Hausfrau, die aufgekallte und gepuderte bräunliche Tochter Lina im Bubikopf, und sogar die etwas fragwürdig aussehende Kellnerin. Und jetzt ging das Tanzen los. Die Geister des Lammwirts schlugen bald über alle Stränge. Die zwei Wirte tranken Schmolliß und küßten sich ab wie Brautleute. Und — hast du nicht gesehen? — da man doch einmal im Vergnügen und in der allgemeinen Menschenliebe mitten drin war, bekamen auch die Damen das uralte Liebespfand, und zwar gar nicht knauserig. Herr Zengerle behielt zwar seine Würde als ehrbarer Kaufmann, Gemeinderat, Bezirksrat, Kreisrat, Eisenbahnrat und guter Christ. Aber vergebens drehte er dem ausgelassenen Reisegegnossen warnende Gesichter hin.

Der Lammwirt gab sich nun einmal, so oft er seiner Frau aus der Kontrolle entließ, ein wenig als Lebemann. Das muß mit Bedauern hier festgestellt werden.

Der eigentliche Klavierhandel schob sich unter diesen Umständen sehr leicht und zwanglos zwischen das Tanzen hinein. Der Wirt schwur, es seien ihm schon mehrmals fünfzehnhundert Mark für das Instrument geboten worden. Aber er habe gezeweifelt, ob er da auch richtig zu seinem Geld käme. Dagegen das Bruderherz Christoph, der liebe Lammwirt, sei nun halt einmal sein bester Freund auf Erden geworden. Also kriege er und kein anderer das Klavier, samt dem starken Ton, und zwar für nur zwölfhundert Mark bar, eine geradezu lächerliche Summe. Vergebens winkte Herr Zengerle dem Lammwirt mit den Augendeckeln. Vergebens! Der Mensch war rein des Teufels. Er zahlte Champagner wie ein Kriegs-



Die zwei Wirte tranken Schmolliß und küßten sich ab wie Brautleute.

gebens bedeutete ihm Herr Zengerle, das sei ja Unsinn. Auf jedem Klavier könne man alles spielen. Der Lammwirt, als der Klügere, glaubte es nicht. Kurzum, er sei durch das Exempel des Lehrers gewisigt. Endlich wußte der Elefantenwirt Rat. Er ließ seine halbwüchsig-

millionär, so daß Herr Zengerle sich fast unter den Tisch schämte. Der Champagner war zwar ebenso schlecht wie vorhin der Wein, stammte wohl auch aus derselben Fabrik und schmeckte danach, als sei er ebenso wenig bezahlt wie jener. Allein jetzt war die Sachlage für den Lammwirt eine andere

geworden: Ist die Wirtin hübsch, so ist auch ihr Wein hübsch. Dem Lammwirt hatten die Damen es angetan. Er wurde von der Familie so entzückt, daß er seine Tochter Lisette mit dem Sohne seines neuen Freundes, des Elefantenwirts, in contumaciam verlobte. Der junge Herr bekleidete nämlich bei der Berliner Schupo einen der höchsten Posten — auf dem Bureau, wollte aber trotzdem aus dem Dienst gehen. Denn er war, wie der Papa berichtete, nebenbei heimlich ein sehr poetischer Dichter, gedachte auch baldigst ein Theaterstück zu verfassen, in welchem Himmel und Hölle, Kaiser und Könige rudelweise aufträten. Er brauche jetzt nur noch eine Frau mit Geld und aus einer kunstverständigen Familie. Nun, diese beiden Bedingungen glaubte der Lammwirt glänzend erfüllen zu können. Er war reich und schwärmte besonders für das Theater, ging auch alle Jahre einmal hinein, auf das Fuhe, wenn nämlich der Lumpazivagabundus gegeben wurde. — So verstrichen dem Lammwirt die Stunden im „Elefanten“ auf das Angenehmste. Nach dem Kopfschütteln des Herrn Zengerle fragte er nicht das Geringste mehr.

Einmal steckte auch der Künstler Franz seinen Struwelkopf zur Tür herein. Aber als er den lustigen Reigen sah, verschwand er wieder. Draußen begegnete ihm Herr Zengerle. Der Virtuoso schaute ihn finster an: „Gefällt Ihnen diese Gesellschaft?“

„Gefällt Ihnen diese Familie?“

Ohne ein Wort ging Herr Franz davon. Herr Zengerle schaute ihm nach: „Wie kommt der Mensch zu solchem Pact? Zwar sieht er verwahrlost aus, aber in dem steckt etwas Besseres. Wenn ich nur wüßte, wie ich ihm helfen könnte! — Halt! Halt! Ich hab's — doch nein! Das geht nicht an, so lange er dieses Gejindel am Hals hat. Denn das Volk da möchte ich auch indirekt nicht mit dem Ellenbogen anrühren!“

Drinne aber tanzte und tobte der losgelassene Lammwirt wie ein balzender Auerhahn auf seiner nächtlichen Tanne. Hätte nicht Herr Zengerle, dem diese unwürdige Geschichte mit jeder Minute peinlicher wurde, den Ausbruch fast mit körperlicher Gewalt erzwungen, der Lammwirt hätte im „Elefanten“ die Nacht durchgetanzt. Doch vor einer anderen Dummheit konnte Herr Zengerle den schutzbefohlenen Landmann nicht mehr erretten. In einem unbewachten Augenblick hatte der Lammwirt die zwölfhundert Mark aus barem Größenwahn dem Elefantenwirt bezahlt.

„Lammwirt! Ihr seid ein Schaf!“

* * *

Andern Tages brachte ein Kollfuhrwerk das mit einem großen Holzkasten verschleierte Klavier aus dem „Fidelen Elefanten“. Unter Assistenz

der sofort herbeiströmenden Nachbarschaft wurde der geheimnisvolle Kasten geöffnet und das Klavier unter ungeheurem Geschrei, wobei etwa zwanzig Menschen mit aller Kraft ihrer Lungen kommandierten, ohne nennenswerten Schaden mit gnädiger Hilfe der Vorsehung vom Wagen



Unter Assistenz der sofort herbeiströmenden Nachbarschaft wurde der geheimnisvolle Kasten geöffnet und das Klavier vom Wagen ins Nebenzimmer verpflanzt.

ins Nebenzimmer verpflanzt. Es war ein Spektakel und Volksauflauf, daß man meinen konnte, in Irhausen sei eine Revolution ausgebrochen. Der Lammwirt strahlte. Mit der Entschiedenheit eines hocherfahrenen Sachkenners besang er das Wunderinstrument und den starken Ton und den billigen Preis. Die Nachbarn probierten zuerst zaghaft, dann aber mutiger die Tasten und waren gleichfalls des Lobes voll. Auch Herr Zengerle wurde geholt. Er schüttelte brummend den Kopf. Ihm kam es vor, und er sagte es auch dem Lammwirt, als ob das Instrument nicht mehr den starken Ton von gestern habe. Aber der Lammwirt wußte es besser: „Herr Zengerle! Was versteht denn Ihr von Klavieren und Klavierspielen? Merkt Ihr denn nicht den Unterschied, ob so ein Ding in einem Saal steht oder in meiner kleinen Nebenstube? Wir wollen einmal die Fenster aufmachen; dann werdet Ihr hören, wie der Ton ist. Der Ton muß Luft haben, sonst kann er nicht tönen, das solltet Ihr von selber wissen.“

Die Fenster flogen auf, und nun fanden sämtliche Zuhörer, das Klavier habe jetzt einen ungeheuren Ton. Den Ton müsse man bis drinten an der Kirche hören. Auch sei das Klavier erstaunlich billig. Aber Herr Zengerle schüttelte weiter den Kopf. Der Lammwirt wurde wild.

„Zengerle! Ihr ärgert mich. Es macht Euch Spaß, mich zu ärgern. — Herr Zengerle, das hätte ich nicht von Euch gedacht. Gestern habt Ihr selber zugestanden, das Klavier habe einen Ton wie der reine Donner, und heute soll nun partout alles anders sein. — Doch was versteht denn Ihr von einem Klavier?“

„Und was versteht denn Ihr, Lammwirt?“

„Jedenfalls soviel, daß ich sagen kann, Ihr versteht nichts.“

So gerieten sich denn die zwei musikalischen Sachverständigen lebhaft in die Haare, wie das bei Sachverständigen in der Regel zu geschehen pflegt. Aber der Lammwirt versteifte sich immer leidenschaftlicher in die Meinung und Behauptung, das Klavier habe nunmehr, seitdem die Fenster geöffnet seien, einen viel stärkeren und reineren Ton als gestern, und er pries sich, seine Kinder und Kindeskinde, geradezu glücklich, weil die Familie dieses einzigartige Weltwunder erworben habe. Wer das nicht einsehe, den erkläre er hiermit für einen ruchlosen Tyrannen und als seinen Feind auf ewig, und wenn dieser Mensch auch Zengerle heiße.

Nun war die Handlung bereits auf einen dramatischen Höhepunkt gerückt, der einen tragischen Abschluß befürchten ließ. Da aber setzte der Umschwung ein, genau nach dem dramaturgischen Rezept.

Denn als ob er — den Göttern in den alten Tragödien gleich, direkt vom Himmel nach Jshausen ins „Lamm“ herabgestiegen wäre, so stand urplötzlich Herr Franz Rebbich mitten in der Nebenstube des Lammwirts.

„Mein Herr!“ sagte Herr Franz und klopfte dem Lammwirt leise mit dem Zeigefinger an die Stirn, obgleich dieser das despektierlich fand und zurückwich. „Mein Herr! Merken Sie nichts?“

Was sollte der Lammwirt merken?

„Merken Sie denn nicht, daß Sie ein grandiofer Eitel sind?“

Woran sollte das der Lammwirt merken?

„Mein Herr! Sie sind ein Tyrann!“

Aber der Tyrann ließ sich nicht einschüchtern. Er deutete mit dem Zeigefinger auf seine eigene Stirn, meinte aber offenbar die Stirn des Lammwirts.

„Mann! Ist Ihnen denn heute nicht augenblicklich klar geworden, daß dieser erwärmliche, miserabile Jammerkasten da ein ganz anderes Klavier ist als das, welches man Ihnen gestern gezeigt hat? Daß dieses Klavier Ihnen unterschoben wurde, wie man dummen Müttern manchmal Kinder unterschiebt? — Mein Herr! Ich bin nur ein armer Teufel und ernähre mich mühsam von Musikstunden. Aber ich bin ein ehrlicher Mensch und kann einen solchen schmählichen Betrug nicht vor meinen Augen geschehen lassen

oder gar den Schein auf mich lenken, als ob ich zu der Schurkerei noch mitgeholfen hätte. Ueberdies ist auch das Klavier, das Sie gestern gekauft haben, viel zu teuer. Jener Kasten tönt ja, als ob die Klüßer an leeren Fässern die Reifen antrieben! Dies Ihnen zu sagen, hielt ich als anständiger Mensch und als ausgebildeter Musiker für meine Pflicht. Und nun leben Sie wohl und machen Sie, was Ihnen Ihre Dummheit eingibt.“

Damit wollte Herr Rebbich wieder abziehen. Aber in diesem Augenblick schoß der Elefantwirt in eigener Person ins Zimmer und schrie: „Was schwächt der Narr? Hört nicht auf den Hanswurst! Christoph, Bruderherz! Laß dich nicht hereinlegen! Du verstehst von Klavieren jedenfalls mehr als der Schubjak. Nur ruhig Blut! Ich war schon bei meinem Freund, dem Staatsanwalt. Der läßt sein Bier nur bei mir holen. Er hat gesagt: Morgen wird der Kerl wegen Ehrenkränkung verhaftet. Der eitle Narr! Hält sich für einen gewaltigen Musiker und macht Sprüche wie ein Leviathan, hat aber nicht einmal drei ganze Hemden. Freilich, so ist's immer in der Welt. Die kleinsten Buben haben die größten Rognasen. Wie kann man aber so einem Kerl auch nur ein Wort glauben? Nehmt euch nur in Acht! Wer dem Burtschen etwas glaubt, den verflage ich ebenfalls. Der wird ebenfalls eingesperrt.“

Der Lammwirt schaute Herrn Zengerle triumphierend ins Gesicht: „Was sagt Ihr nun?“

Aber da trat Herr Zengerle vor: „Nu e! — Lammwirt! Ihr seid, was Ihr seid, und Sie, Herr Elefantwirt, sind dreimal was Sie sind, nämlich ein dreifacher Spitzbube. — Ruhig! Ich bin hier Gemeinderat und Bürgermeisterstellvertreter, und der Bürgermeister ist in Urlaub. Also bin ich ausübende Staatsgewalt. Wenn Sie nicht den Schnabel halten, so laß ich Sie sofort ins Loch setzen. Dieser Herr da aber, dem Sie augenscheinlich heute hierher nachgejagt sind, weil Sie seine Enthüllungen fürchteten, dieser Herr da ist ein Ehrenmann. Und wenn ich vom Klavierspiel auch nicht viel verstehe, so habe ich gestern doch wohl gemerkt, daß er überdies ein ebenso tüchtiger Musiker ist wie Sie ein tüchtiger Gauner. — Hand her, junger Mann! Nachdem Sie sich daheim mit Ihrem Herrn Schwiegervater offenbar verkracht, also von der sauberen Familie losgeißt haben, richte ich an Sie die Frage: Wollen Sie anstelle des leider so früh vollendeten Herrn Umbreit unsere Feuerwehrmusik übernehmen? Vielleicht auch die in der Nachbarschaft? Und die Gesangsvereine? Noch haben wir keinen neuen tüchtigen Dirigenten bekommen können. Aber wir zahlen gut und gern, wenn wir nur den rechten Mann finden. Wollen Sie? Ich rate Ihnen ehrlich: Nehmen Sie an!“

Be
wi
un
un
ver
Me
des
als
die

die
ba
set
wi
M
au

ha
M
10

Ze
M

Je
zu
ih

für
au
we
Dl

Be
K
m
sol
Di
sta
K
Si
M
sta

M
ist
M

zu
un
M
an
en

Groß und wahrhaft erhaben stand Herr Zengerle sowohl als ausübende Staatsgewalt wie als Vorstand des Gesangsvereins „Eintracht“ und der Feuerwehrmusik unter seinen stannenden und erschauenden Mitbürgern, sowohl Schrecken verbreitend wie auch Amt und Brot spendend. Wehlich erhaben war er nur noch einst vor dem alten ehrwürdigen Großherzog gestanden, als er bei dem Feuerwehrjubiläum das Verdienstkreuz des Bähringer Löwen empfing.

Vor dieser Größe und Erhabenheit fiel der dicke Elefantewirt gleich einem gepackten Luftballon in nichts zusammen. Stumm setzte er sich auf einen Stuhl und wischte mit dem Taschentuch den Angstschweiß von der Stirn. Aber auch der Musiker klappte zusammen. „Mein Herr! Ich kann nicht! Ich habe Schulden! Ein verschuldeter Musikant hat als Dirigent keine Autorität.“

„Wieviel macht's?“ fragte Herr Zengerle schneidend scharf, wie ein Untersuchungsrichter.

Der Künstler senkte das Haupt. Ja er vergaß sogar, die Mähne zurückzustreichen, die wie eine Trauerweide ihm über die Stirn herabhing.

„Hundert Mark schulde ich diesem fürchterlichen Menschen hier. Nicht aus Leichtsinne, sondern weil ich krank war und nichts verdiente. Und deswegen sollte ich seine Tochter heiraten. Oh! Oh! Oh!“

„Da sei Gott vor“, rief Herr Zengerle feierlich. „Junger Mann! Kommen Sie mit! Kommen Sie in mein Kontor! Zweihundert Mark sollen Sie haben! Aber Sie müssen die Direktion der Vereine übernehmen. Einverstanden? Ja? Also gut! Kommen Sie! Kommen Sie! — Und Sie, Sie Elefantenkalb, Sie schmieriger Zäpfler, gehen Sie! Gehen Sie sofort, und morgen bringen Sie das richtige Klavier, oder Sie wandern ins Ritzchen. Verstanden?“

Diese Rede war nicht gut mißzuverstehen. Auch der Lammwirt, da er ein kluger Mann ist, verstand jetzt so nach und nach die Sachlage. Aber in die zaghafte Freude, daß er aus einem

Betrug glücklich errettet sei, mischte sich das unbestimmte Gefühl, daß ihn seine berühmte Klugheit diesmal im entscheidenden Augenblick habe sitzen lassen.

Damit können wir diese peinliche Geschichte endlich schließen, indem wir nur noch bemerken, daß der Herr Franz Nebbich sich sehr rasch als ein zwar etwas eigenwilliger, eigentümlicher und schrulliger, aber auch als ein sehr fähiger Musiker und Dirigent erwies. Seine Vereine führt er auf den Musikfesten von Sieg zu Sieg. Er verdient tadellos Geld und ist auf dem Wege,



Vor dieser Größe und Erhabenheit fiel der dicke Elefantewirt gleich einem gepackten Luftballon in nichts zusammen.

ein gemachter Mann zu werden, hat inzwischen sogar geheiratet — natürlich nicht die gepuderte bubiköpfige Elefantenlina, und ist allgemein beliebt, nur nicht beim Lammwirt. Wenn dieser ihn aus dem Fenster von weitem kommen sieht, wird er so unruhig wie eine Gazelle, wenn sie den Löwen riecht.

„Der verdammte Tyrann!“ murmelt er alsdann und schlägt entriistet das Fenster zu. Wer es also noch nicht weiß, der kann es aus unserer Geschichte lernen, daß auf dieser Welt die Dankbarkeit ein seltenes Pflänzchen ist.

Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte.

Kamen da eines Tages zwei Handwerksburschen zu einem Wirte, bestellten Speise und Trank und waren guter Dinge in Gesellschaft des Wirtes. Als es nun ans Zahlen ging, wollte keiner vom andern sich freihalten lassen. Nach kurzem Streit entschieden sie, daß derjenige zahlen solle, der

am schnellsten um den Häuserblock renne, der Wirt solle entscheiden. Mit seinem großen roten Taschentuch gab er das Zeichen „Los“. In größtem Tempo verschwanden unsere beiden Freunde um die nächste Ecke und waren nicht mehr gesehen.

Lang, lang ist's her!

Von L. Haarbeck.



Ba, bald sechzig Jahre ist es her, daß unsere „Dande Babett“ aus Amerika kam! Das war damals ein ganz ander Geschäft als heute, und die Dande Babett hat vor ihrer Reise das Testament gemacht für den Fall, daß etwas vorkam. Sie konnte ihre Zukunft auch nicht genau angeben, es war alles zu unsicher. Die Schwarzwaldbahn war noch nicht gebaut, man fuhr noch im Wägele von Triberg nach St. Georgen, oder wo man sonst hin wollte. Unsere Mutter aber, welche die Zukunft ihrer Schwester nicht erwarten konnte, rechnete bei Tag und Nacht und rechnete aus, daß sie an drei bestimmten Tagen kommen konnte, ja, an einem dieser Tage kommen mußte, entweder am Donnerstag, Freitag oder Samstag der nächsten Woche. Das Großele, die Mutter unserer Mutter und der Dande Babett, die über achtzig Jahre alt war, freute sich auch, aber mehr mit gefalteten Händen und mit mehr Geduld. Wir Kinder dachten überhaupt nichts anderes mehr und wurden von unsern Schulkameraden angestaunt wie Wundertierchen. Denk, e Dande von Amerika!

Am Montag fing unsere Mutter an zu backen und zu puken. Sie machte einen Blikzkuchen, und das war so ungefähr das Feinste, was es in damaliger Zeit gab. Hähnchen wurden geschlachtet! Und dann noch ein Budding mit Weinsauce! Damals sagte man noch nicht Tunte! Die Mutter kam überhaupt nicht mehr aus der Küche heraus, und es duftete! Nein, wie es duftete! Ich glaube, der Duft entschädigte unsern Vater für die fehlende Gemütlichkeit, denn das Haus wurde zu oberst und zu unterst gekehrt, so als wenn mindestens der Großherzog im Anzug gewesen wäre. Die Pracht und Herrlichkeit am Donnerstag war nicht zu beschreiben, der blumengedeckte Tisch in der besten Stube, der Budding, der Blikzkuchen, es war so schön

wie bei einer Kind'aufe. Nur schade, daß die Dande Babett nicht kam, auch am Freitag und Samstag nicht, so daß wir am Sonntag alle die Herrlichkeiten selbst aufessen mußten, und unser Vater Tränen lachte. Die Mutter blieb ernst, sagte nicht viel.

Die Weltgeschichte ging ihren Gang eine ganze Woche lang, und die Dande Babett kam nicht. Unsere Schulkameraden schauten uns schon mit scheelen Blicken an, so als wenn wir ihnen etwas vorgelogen hätten. Zu Hause wurde die Dande Babett überhaupt nicht mehr erwähnt. Die Mutter konnte es nicht vertragen, und der Vater fing jedesmal an zu lachen.

Aber ganz im stillen arbeitete meine Mutter weiter. Wir Kinder mußten jeden Tag in der guten Stube Staub wischen, das Silber wurde immer wieder aufpoliert und die Mutter füllte die Vasen alle zwei Tage mit frischen Blumen. Wenn wir unsere Schürzchen schmutzig gemacht hatten, wurden sie schnell umgedreht, also auf die verkehrte Seite angezogen, damit wir doch halbwegs manierlich aussahen, wenn die Dande kam.

Da, am Montag, wir wollten gerade zum Essen gehn, es gab gewärmtes Sauerkraut und Speck vom Sonntag, hörten wir ganz deutliches Räderrollen auf der Straße, und mein kleiner Bruder stürzte in die Stube und brüllte: „Sie kommt! Dande Babett kommt!“

Meiner Mutter fuhr es in die Knie, sie mußte sich setzen. Sie hatte schon manches durchgemacht in ihrem Leben, sie hatte einmal ein Bein gebrochen, sie ließ sich einmal drei Zähne auf einen Sitz ausziehen, damals natürlich ohne Einsprühung! Und sie war einmal der Großherzogin vorgestellt worden, aber so aufgeregt wie in diesem Augenblick war sie noch nie gewesen.

Das Großele steckte schnell die Strümpfe, an denen es gestopft, unter das Sofakissen und lief wie der Blik hinter vor das Haus. Dann ging die Begrüßung los. Dem Großele kamen die Tränen. Die Mutter erholte sich und ließ die Dande nicht mehr aus den Armen, und der Vater freute sich wie ein Spitzbub, er dachte an das Sauerkraut und an den Speck in der Küche, und die hellen Tränen liefen ihm über die Backen, was die Dande Babett rührend fand. Endlich, endlich kamen auch wir Kinder an die Reihe, und dann ging's zu Tisch.

Ach Gott! Vor lauter Freude war das Sauerkraut angebrannt! Die Mutter ist mitröstlich und will eben erzählen, wie schön sie in der vorletzten Woche alles gerichtet hatte, da fällt ihr die Dande Babett ins Wort und ruft:

„Sauerkraut! Denk, daß du mir zum Empfang Sauerkraut kochst! Ausgerechnet Sauerkraut! Und Speck dazu! So was gibt's in Amerika nit! Das schmeckt nur in Deutschland so, wie es schmecke soll!“

„Es isch mir aber angebrennt!“ stammelt die Mut'er kläglich.

„Angebrennt?“ fragt die Dande, „angebrennt? Ich schmeck nix dervon! Ha, dös isch emol wieder ebbs anders als dös ewig Gflügel und die Süßspeise in dene Hotel!“

Meine Mutter sagte nichts mehr von ihren Fähnchen und ihrem Pudding, denn die Dande hatte ja das Urteil darüber gesprochen, und unser Vater lachte wieder.

Nach dem Essen sollte die Dande um alles in der Welt ruhen nach der langen Reise. Sie wollte nicht, aber meine Mutter tat es nicht anders. Also zogen sich alle Großen zurück, und wir Kinder wurden zum Haus hinausgejagt, damit es schön still war für die Dande, die sich auf dem Sofa ausgestreckt hatte. Die Mutter deckte sie trotz der Hitze mit einer warmen Decke zu. Als wir uns um vier Uhr wieder zum Kaffee versammelten, die Mutter hatte schnell Waffeln dozu gebacken, hatte die Dande alle Strümpfe gestopft, die das Großele unter das Sofakissen gesteckt hatte. Unser Vater hatte wieder seinen eigenen Spaß und lachte. Diesmal lachte die Mutter herzlich mit und gab es auf, Extrageschichten zu machen für die Dande Babett, die gar nichts anderes wollte, als die Heimat genießen, und zwar so genießen, wie sie war, so einfach und so schlicht. Sie war so deutsch geblieben in Amerika, so unglaublich deutsch und schwarzwälderisch, daß einem das Herz im Leibe hüpfte.

Jetzt wurde es gemütlich! So fabelhaft gemütlich, daß ich heute nach sechzig Jahren auf den Besuch der Dande Babett zurückschau wie auf ein besonderes Stücklein Paradies in meiner glücklichen Jugendzeit.

Wenn die drei, das Großele, unsere Mutter und die Dande, beisammen saßen und von vergangenen Zeiten erzählten, wenn es so herzlich herüber und hinüber ging: „Weisch du noch? — Weisch du noch?“ dann setzten wir Kinder uns dazu auf kleine Fußbänken und spitzten die Ohren und hörten zu mit großen, verwunderten Augen. Wenn dann der Vater noch dazu kam mit der Pfeife, dann war die Gemütlichkeit voll, einerlei, ob wir in der Gartenlaube oder in der Wohnstube oder im Hausgang saßen.

Was hatten die alles erlebt! Was wußten die alles! Den ganzen Schwarzwald kannten sie und, wie wir meinten, fast alle Menschen auf der Welt.

Und alles im Hause wurde lebendig! Das große Sofa in unserer Eßstube, auf dem die Dande hätte schlafen sollen, war das erste Sofa

gewesen im Elternhause vom Großele, dazu das erste Sofa im Dorf! Die Leute kamen, es zu bewundern, aber niemand darfte sich draufsetzen, aus Angst, es könne Schaden nehmen. An dem eichenen Tisch in unserer Eßstube hatten schon Ruffen und Ueberrheimer gefessen und gefressen, wie unser Großele immer sagte. Sie gebrauchte sonst nicht gerne so starke Ausdrücke, aber dabei blieb sie Zeit ihres Lebens, daß das kein Essen, daß es ein F.essen gewesen wa'.

Wir Kinder wollten natürlich brennend gern wissen, was sie gefressen hatten. Aber das Großele sagte: „Geh, sei still, do vergeht dir der Appetit für vierzehn Tag!“

Und das machte die Sache nur noch interessanter. . . .

An dem Spinnrad, an dem unsere Mutter zu spinnen pflegte, hatte sich das Großele verlobt! Sie war eines Abends daheim und spann am Fenster, nur wenig beleuchtet von einem kleinen Dellämpchen. Sie hatte nicht in die Spinnstube zu den andern Mädchen gehen können, weil eine Kalbin schwer kalbte und Vater und Mutter im Stall beschäftigt waren. Da mußte sie daheim bleiben wegen der Kinder, die drüben in der Kammer schliefen. Nun, sie saß am Fenster und spann, und sie gestand es ein, sie dachte an den Jakob vom Erlenhof, und es tat ihr im Herzen weh, daß er zur Spinnstube bei der Müllerlene ging und sie nicht auch hingehen konnte. Plötzlich bewegte sich etwas ganz leise am Fenster, so daß das Großele erschrock. Im nächsten Augenblick tauchte der Jakob aus dem Dunkel auf, und das Großele fragte erschreckt: „Was machst du do im Finstere?“ „Ich schau in euer Stube“, gab der Jakob zurück und fügte hinzu: „Was machst du?“ „Ich spinn“, hatte das Großele geantwortet.

„Was spinnst du?“ fragte der Jakob, und das Großele an wortete: „Leinwand zu Betttücher.“

„Dös isch aber recht!“ rief der Jakob und küßte das Großele plötzlich durch das Fenster.

„Was fällt dir ein?“ hatte das Großele gerufen und war vom Spinnrad aufgesprungen. In demselben Augenblick hüpfte der Jakob durchs Fenster in die Stube herein, und dann, nun ja, dann wurden sie halt einig. Mehr sagte das Großele nicht, aber in seinen runzeligen, bleichen Wäckchen stieg ein blaßes Rot auf, so daß das alte Weiblein ganz jung ausjah. Das Spinnrad war aber lebendig geworden, und es erzählte uns immer und immer wieder die Geschichte vom Großele und vom Jakob, der unser Großvater war, als die beiden längst im Grabe schummerten.

Und nach wie vielen Leuten fragte die Dande! Die Mei! Ach Gott, die lag schon lang im Grab, das war die Magd gewesen im grobelterlich'n Hause, und der Knecht, der Kaver, hätte

sie gerne geheiratet, aber es klappte nicht, denn die Mei hatte ihn nicht gewollt, und dadurch gab es ein unglaubliches Heiratsdurcheinander im Dorf. Die Mei hätte gern den Hanfrieder gehabt, den Schuhmacher, aber das hat auch nicht geklappt, denn der Hanfrieder wollte sie



In demselben Augenblick hüpfte der Jakob durchs Fenster in die Stube herein.

nicht. Er hätte gern die Marie vom Taunenhof gehabt, aber diese hatte den Löwenwirt gewollt. Und dieses Mal hatte es geklappt, denn der Löwenwirt wollte sie auch. Da haben die sich denn geheiratet.

Aus alter Anhänglichkeit ließ aber die Mei alle ihre Schuhe nur beim Hanfrieder machen, und der Hanfrieder schaffte für die Löwenwirtin immer einen Groschen billiger als für andere Leute. Diese Verhältnisse waren für uns Kinder ein wenig schwierig. So hatten wir uns das Heiraten nicht gedacht. Das war ja dumm, wenn das immer nicht „klappte!“ Na, die Hauptsache war, bei Vater und Mutter hatte es auch geklappt.

Wenn wir nur auch hätten wissen dürfen, was die Russen und die Ueberhainer gefressen hatten!

Wenn das Großele von der Zeit erzählte, da die Mutter und die Dande klein waren, das war für uns Kinder ein Fest! Man hatte ja nicht gewußt, daß die in ihrer Jugend gerade so dumm waren wie unsereiner! Da kamen Sachen heraus!

So lang die Erde steht, behaupten die Mütter und Großmütter, sie seien strammer behandelt und erzogen worden, als ihre Kinder und Kindes-

kinder erzogen werden. Ich glaube, schon die Da hat das ihren Enkelkindern erzählt! Nun, es mag ja etwas daran sein, der liebe Herrgott hat auch keinen Spaß verstanden im Paradies!

So auch unsere Vorfahren. Wenn der Großvater zwei Finger in den Mund steckte und pfiß, dann mußten seine Kinder alles stehen und liegen lassen und zu ihm kommen. Da ist die Dande einmal böß hereingefallen. Sie hatte ja nun auch etwas getan, das wir nie, nie taten und nie getan haben würden. Nein, nie, niemals! Sie spielte vor dem Hause, sie war eine wilde Hummel trotz der strengen Erziehung. Da kam Nachbars Fritzle daher mit einem Schoppen Bier, den er in der Wirtschaft für seinen Vater geholt hatte. Es sah prachtvoll aus, der weiße Schaum stieg über das Glas hinaus. Es war ein heißer Tag, und der Dande zog's das Wasser im Mund zusammen. „Los mich emol stifle!“ bat sie den Fritz, aber der schüttelte den Kopf, er dachte wohl daran, was sein gestrenger Herr Vater dazu saagen würde. Da wurde die Dande wild und spuckte ihm mitten auf den schönen, weißen Schaum. Es ist ja kaum zu glauben, aber es ist geschichtlich. Sie hat es wirklich getan!

In demselben Augenblick pfiß der Großvater, und der Dande blieb beinahe das Herz still stehen vor Schrecken. Ihr Vater rief sie natürlich nur wegen der Schandtat, die sie vollbracht, so sagte ihr das böse Gewissen. Der Großvater ahnte nichts davon, er rief der Dande nur, damit sie ihm ein Päckchen Schnupftabak holen sollte. Die Dande stürzte ins Haus, heulend und jammernd: „Ich will's nit wieder tun! Ich will brav sein!“

„Was hast denn gemacht?“ frug der ahnungslose Großvater, und da half nix, die Dande mußte beichten. Hinter dem Spiegel steckte immer die Rute, die das Christkind leider jedes Jahr brachte, und diese Rute hat bei der Dande wirklich geholfen. Sie hat in ihrem Leben keinem Menschen mehr ins Verespuckt. Aber gewurmt hat es sie lange Jahre nachher, daß sie die Prügel bekam, nur weil sie sich selbst verflatscht und verraten hatte.

Spaß machte es uns auch, als sie von unserer Urgroßmutter erzählten. Das Ahnele war eine stramme Frau, die Dande hatte viel von ihr, behauptete das Großele. Sie war eine vom alten Schlag und scheute alle neuen Moden. Ihre Enkelkinder durften immer zum Kirschbrechen zu ihr kommen, und das war ein ganz besonderes Fest. Sie durften Kirschchen essen, so viel sie wollten. So saßen sie denn behaglich unter'm Kirschbaum und futterten. Mit den Kirschsteinen schossen sie nach den Späzen. Da kam das Ahnele dazu und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. Es fragte ganz entsezt: „Ich glaub, ihr mache d' Stein raus?“

„Die Mutter hot g'sagt, mer solle“, antwortete die Dande ahnungslos.

„Was?“ rief das Ahnele, „dös wär noch schöner! So en Uebermut! Ihr schlucke d' Stein, verstande?“

Die Kinder versuchten gehorjam zu schlucken, aber es wollte nicht gehen, sie waren es nicht gewöhnt.

„Schlucksch ihn, oder schlucksch ihn nit?“ rief sie und schüttelte die Kinder. Da rutschte der Stein hinunter, vor Schrecken aber, nicht weil er geschluckt wurde. Das Ahnele erklärte ihnen dann, das seien alles neumödische Dummheiten. Sie habe ihr Lebtag alle Kirschensteine geschluckt und sei jetzt fünfundachtzig Jahre alt geworden.

Von unserer Mutter erzählten sie nicht so viel, wahrscheinlich, weil wir Kinder dabei saßen. Wir hatten gehört, daß die Mutter sagte: „Es sind ein paar Töpfe zu viel auf dem Ofen.“ Das kannten wir. Die Töpfe waren wir jungen Geschwister. Aber ein Fehler unserer Mutter kam doch heraus. Sie prahlte gern, und sie tat gern ein wenig groß, denn sie war eine reiche Bauerntochter.

„Es geht ihr heut noch nach“, meinte der Vater, „wir haben's ja g'sehn, wie die Dande kam.“

Unser Vater war Lehrer und sprach fast hochdeutsch. Darauf waren wir Kinder sehr stolz. Unsere Mutter war auch stolz auf ihren Vater. Das Großele hörte einmal, wie es ihn gegen ein paar Dreikäse hoch herausstrich. „Unser Vadder isch stark“, hörte sie sagen, „er kann e Regeschirm mit einere Hand trage!“

Das war alles schön, wenn wir aber nur hätten herausbekommen können, was die Russen und Ueberrheiner geg. . . gegessen hatten.

Wir steckten uns endlich hinter die Dande, denn das hatten wir natürlich schnell heraus, daß die uns am meisten den Willen tat in der Zeit ihres Besuches.

„Dös von de Russe muß euch 's Großele verzähle“, sagte sie, „denn mer muß an d' G'sichter sehn, wo es schneidet dabei. Aber dös von de Ueberrheiner kann ich euch sage. Wer hot sie auch Marodör genannt.“

Wenn die in e Haus kame, kriegt jeder e Schrecke, denn sie hatte Lust auf alles, was ihne vor die Auge kam, und sie habe mitgnomme, was ihne gefalle hot. Natürlich kanderwelschte sie halb französisch und halb deutsch. Und wie sie zum Großele ins Haus komme sind, habe sie grufe: »Ici, par ici, schekete avec, manschez la grumbete bräglete!«

So hot 's Großele sie verstande. Aber es kann nit französisch, und ich kann nit französisch, kein Mensch weiß, was es heiße soll. Aber 's Großele hot dene Kerle Herdäpfel brägelt mit viel Fett und krachelig braun. Die habe dene so gut g'schmeckt, daß sie gar nit mitgnomme habe. Sie habe sich nur satt gesse.“

„G'fresse“, verbesserten wir, aber die Dande sagte: „Nein, das Fresse bezieht sich nur auf d' Russe.“

Da waren wir enttäuscht, denn gerade das Fressen war uns interessant. Wohl lernten wir auswendig „ici par ici, schekete avec, manschez la grumbete bräglete“ und prahlten damit bei unsern Schulkameraden, denn wir waren ja von unserer Mutter her erblich belastet. Aber bald konnten alle Schulkinder französisch, da hatte es keinen Reiz mehr für uns.

Endlich ließ sich das Großele doch herbei, von den Russen zu erzählen, auch auf die Gefahr hin, daß uns der Appetit verging.

Also, die Russen kamen Anno dreizehn, und man fürchtete sie nicht weniger als die Franzosen. Dem Müllerhemmer haben sie das Wams auf der offenen Straße ausgezogen trotz der fürchterlichen Kälte. Wenn sie in ein Haus traten, dann lautete ihr Gruß: „Mutter Butter! Vatter Schnaps!“

Das Großele kochte vor lauter Angst eine große Portion Erbsensuppe, die nur gewärmt zu werden brauchte, wenn sie kamen, denn sie warteten nicht gern.

Vierundzwanzig Mann hatten sie einmal in der Stube sitzen, und die aß . . . nein, sie



... aber der Russe riß ihr den Topf weg und trug ihn in die Staatsstube.

fraßen wie die Drescher. Immer wieder stellte das Großele einen Topf Suppe auf den Herd, immer wieder kam ein Russe in die Küche und holte ihn weg. Das Feuer ging den ganzen Tag nicht aus. Ich erinnere mich heute noch

sehr gut an den großen, gemauerten Herd, in dessen Feuerloch man halbe Baumstämme einschleichen konnte. Und darüber der große Rauchfang, der war mir immer ein wenig unheimlich, weil ich einmal irgendwo gelesen hatte, die Hexen kommen durch den Rauchfang in die Häuser und dazu noch auf einem Besenstiel! Na, die Russen ließen es sich schmecken. Da kamen plötzlich noch sechs Offiziere, die wollten auch von der schönen Erbsensuppe haben. Das Großele deckte schnell den Tisch in der Staatsstube, und kaum war es fertig damit, da erschien auch schon ein russischer Soldat, den Erbsentopf vom Feuer wegzuholen. In dem Augenblick aber, als er danach griff, fielen aus dem Rauchfang, wohl infolge der ungewöhnlichen Hitze, etwa zehn bis zwölf große, schwarze Schwabekäfer in den Suppentopf hinein. Das Großele schrie auf und wollte die Tiere herausfischen, aber der Russe riß ihr den Topf weg und trug ihn in die Staatsstube.

Was jetzt machen? Alles zitterte und bebte. Was werden die Russen uns antun? Die stecken uns das Haus überm Kopf an! Die Mei lief schon heulend auf ihre Kammer, um ihr Getüch zu retten und die sechs Zinnlöffel, die sie sich auf dem Jahrmart gekauft hatte für den Fall, daß der Hanfrieder auf dem Tanzboden etwas sagen würde.

Aber nichts rührte sich in der Staatsstube, alles schien in Ordnung zu sein.

Nach einer halben Stunde kommt, freundlich lächelnd, einer der Herren Offiziere in die Küche und sagt sehr höflich: „Bitte noch mehr Supp' mit noch mehr Knack-knack!“

Allen Deutschen, die sich in der Küche aufhielten, verging der Atem. Es war ein Trost in den Worten des Offiziers, ganz gewiß, zugleich aber auch ein Schrecken! Wo sollte man nun so schnell Schwabekäfer herholen für die Herren Russen? Der Großvater stocherte im Rauchfang herum mit einem Besenstiel, aber die Tiere taten ihm den Gefallen nicht, es kam n keine mehr herunter. Als die neue Suppe aufgetragen wurde, ging er hinein zu den Offizieren und entschuldigte sich: „Suppe ist noch da“, und fügte mit herzlichem Bedauern hinzu: „Aber leider keine Knack-knack mehr.“

Die Herren Russen ergaben sich in ihr Schicksal. Soweit das Großele.

Mein kleiner Bruder riß die Augen weit auf und rief: „Habe die wirklich Schwobekäfer gefressen?“

„Jo“, gab das Großele zurück.

Mein kleiner Bruder rief wieder laut: „Pfui Deißel!“ und lief zur Stube hinaus, um auf der Straße das Gehörte weiter zu geben.

Unsern Appetit hat die Geschichte aber in keiner Weise beeinflusst.

Nummer dreizehn.

Eine heitere Postkutschengeschichte von Walter Burk.

Hoch droben in einem Nest des winterlichen Schwarzwalds. Am Stammtisch im Adler. Im Rücken den warmen grünen Kachelofen, vor uns das so- undsovielte Viertel, so saßen wir und sprachen von der Unglückszahl dreizehn. Da meinte der Postmeister: „Sie können sagen was sie wollen, meine Herren, es ist was dran an der Dreizehn! Das hab' ich selbst einmal erlebt, als ich noch jung und in B. angestellt war. . .“

„Erzählen!“ rief man.

„Gerne“, gab er zur Antwort, „umso mehr als es wirklich wert ist, erzählt zu werden.“

„Also los!“

„Es ist nun schon lange her, und man wußte noch nichts von Kraftwagen oder gar Flugpost. Die schweren alten Postkutschen mit blasendem Postillon, Schaffner und dreizehn Plätzen fuhren damals noch mit drei Pferden über den Schwarzwald, und wenn es auch ungleich langsamer ging als heutzutage, so war es doch ein unterhaltliches, wenn auch nicht immer vergnügliches Reisen. Zumal im Sommer.“

Ich hatte mir zwei Tage Urlaub geben lassen und eine Wanderung über den Feldberg gemacht.

Todmüde traf ich am Abend in Titisee ein, gerade noch rechtzeitig um mit dem Postwagen nach St. Blasien zu fahren. Ich nahm mir meinen Fahrchein. Es war der letzte: Nummer dreizehn!

Ich müßte lügen, wollte ich sagen, daß mir die Aussicht, stundenlang in dem überfüllten Kasten sitzen zu müssen, Freude gemacht hätte. Noch verstimmt wurde ich, als unmittelbar nach mir zwei bildhübsche Französinen an den Schalter traten, gleichfalls Fahrchein nach St. Blasien forderten und den sogenannten Beiwagen zugesichert bekamen.

„Pech!“ dachte ich und verwünschte meine Unglücksnummer, aber zugleich mit dem Gedanken war auch der feste Entschluß da, der Schicksalstücke zu trogen und mit dem Beiwagen zu fahren, koste es, was es wolle.

Der Postschaffner war der alte Schondelmeier, mir dienstlich wohlbekannt, nicht gerade als große geistige Leuchte, immerhin aber als ein Mann, mit dem sich ein vernünftiges Wort reden ließ. Besonders wenn man mit etlichen Zigarren nachhalf. Dem also klagte ich, daß ich die schlechte Luft im Hauptwagen nicht vertragen könne.

Der Alte strich bedächtigt seinen Seehundsschnurrbart und blinzelte mich unter den buschigen Brauen an, als wollte er sagen: »Das mit der Luft im Hauptwagen ist ja Schwindel, alter Freund, aber ich bin auch mal jung gewesen und gerne mit hübschen Mädchen Kutsche gefahren, aber halte du mich nur für ein bißl' dumm. . .« In Wirklichkeit aber sagte Schondelmaier: »Aber natürlich läßt es sich machen, daß Sie im Beiwagen fahren. Gehen Sie nur gleich voraus in der Richtung Schluchsee, und wenn nachher der Beiwagen kommt — er fährt nämlich vor uns her — rufen Sie ihn an, zeigen Ihren Fahrschein und lassen sich mitnehmen!«

Meines Erfolges sicher, eilte ich davon, stellte mich am Ende des Dorfes auf und freute mich auf das bevorstehende kleine Abenteuer. Dies umsomehr, als ich vorhin von einer der beiden Schönen einen Blick aufgefangen hatte, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Aber schon wieder wirkte sich die Nummer dreizehn aus: »Heda!« rief es hinter mir her, »was treiben denn Sie hier in der Gegend?« Ich tat, als hörte ich nicht. »Heda!« rief es wieder und nannte mich beim Namen, »geht man so mit seinen alten Freunden um?«

Da half nun alles nichts mehr. Der gute Bekannte, der in solchen Augenblicken immer gerne sich einstellt, kam heran, frug nach Woher und Wohin und eröffnete mir freudestrahlend, daß er auch mit der Post nach St. Blasien fahre. . .

Der Mann mußte abgewimmelt werden! Schreckhaft deutlich stieg vor meinem ahnenden Geiste die Gefahr auf, daß er im Beiwagen mitfahren könnte. Was tun?

Ich beschloß möglichst unliebenswürdig zu sein, zog die Uhr und machte mein bedenklichstes Gesicht. »Da haben Sie aber jetzt allerhöchste Zeit, wenn Sie die Post noch erreichen wollen.« mahnte ich.

»Und Sie?«
»Ich fahre mit dem Beiwagen«, erwiderte ich frostig.

»Aber da fahre ich doch selbstverständlich mit Ihnen«, jubelte er und schwenkte vergnügt seinen Fahrschein. Aber noch gab ich mich nicht verloren: »Der Hauptwagen ist überfüllt, an Ihrer Stelle würde ich nicht riskieren meinen Platz besetzt zu finden. . .«

»Papperlapapp!« machte der gute Freund, »das wäre! Passen Sie mal auf, wie ich mit Ihnen Beiwagen fahre!«

Ich hätte den Kerl kalten Blutes umbringen können. —

In diesem Augenblick klang vom Dorf herüber das Abfahrtsignal der Post, und schon kam auch der vorausfahrende Beiwagen herangerasselt. Der Kutscher war ein unfreundlicher Kerl und

hielt auf unsern Anruf nur ungerne sein Fahrzeug an.

»Mitfahren? . . . Das gibt's nicht! . . . Ich werde nur für zwei Fahrgäste bezahlt. . . . Alles andere geht mich nichts an. . .«

Wir zeigten unsere Fahrscheine und redeten ihm gut zu.

»Es geht nachher steil bergan und meine Pferde. . .«

»Wir steigen ja dann gerne aus«, versprach ich, »nur nehmen Sie uns jetzt mit! . . .«

Da brummte er etwas Unverständliches, das sicher keine Schmeichelei war, fügte aber hinzu, wir sollten eben

in Gottes Namen aufsitzen. Schon waren wir oben, und ich war gerade im Begriff, mein schönstes Schulfranzösisch auszupacken, als die Pferde aus ihrem gemüthlichen Trab plötzlich in Schritt fielen und der Wagen schon wieder anhielt. Es war mir im Eifer der Unterhaltung ganz entgangen, daß uns der Hauptwagen eingeholt hatte. Ein kurzes, rauhes Wortgefecht unseres unfreundlichen Koffelenters mit dem alten Schondelmaier, und dann wurde uns von diesem, der unter sothanan Umständen streng nach Vorschrift handeln mußte, ebenso kurz als kategorisch bedeutet, daß wir sofort unsere ordnungsmäßigen Plätze im Hauptwagen einzunehmen hätten. Fluchend stiegen wir hinüber in den alten Kasten voll Tabaksqualm und Kindergeschrei. Die bedauernden Blicke der beiden der an-



.. und wollte gerade einsteigen, als mich der alte Schondelmaier am Ärmel zurückhielt.

genehmen Reisegenossen beraubten Schönen ändern auch nichts an der Vergerlichkeit der Tatsache.

So kam man endlich nach Schluchsee, wo die Pferde gewechselt wurden und man, altem Brauche gemäß, inzwischen in dem benachbarten Wirtshaus einen Schoppen zu trinken pflegte. Ich war noch ärgerlicher geworden, zumal mich mein Begleiter, der den Dingen inzwischen auf den Grund gekommen war, unaufhörlich wegen der mißglückten Unternehmung hänselte, und suchte, ohne mich weiter um die schönen Französinen zu kümmern, meinen Zorn und Schmerz zu vertrinken.

Das Hornsignal des Schwagers riß mich plötzlich aus meinen hadernden Gedanken. Ergeben in mein finsternes Los schlich ich hinüber zu den

gelben Kästen und wollte gerade einsteigen, als mich der alte Schondelmaier am Armel zurückhielt.

»Sie können jetzt im Beiwagen fahren. . .« flüsterte er augenzwinkernd.

Ich strahlte und schenkte ihm meine letzte Mark. »Sie sind ein Teufelskerl, Schondelmaier! . . . Wie haben Sie denn das gemacht? . . .«

»Ganz einfach, meldete er stolz, »ich hab' die beiden Weibsbilder in den Hauptwagen geschafft. . . Sie hocken schon drinnen. . .«

Da hab' ich es aufgegeben, das Schicksal und die Nummer dreizehn meistern zu wollen und bin mit dem guten Freund etwas einsilbig vollends nach St. Blasien gefahren.“

Der Flintenjörg.

Von M. Kirchsels.

Das Gehöft des Flintenjörgs war eins der schönsten im Hüttenberg. Das schmucke zweistöckige Wohnhaus mit braunem Gebälk stand inmitten von Scheunen und Stallungen. In dem großen Wohnzimmer nahmen die Jagdtrophäen von drei Generationen eine ganze Wand ein. In der Mitte zwischen den Rehgeweißen der präparierte Kopf eines prächtigen Keilers, den der Großvater Jörgs erlegt hatte.

Glück und Wohlstand war überall auf dem Flintenhof. Das Vieh und besonders die Ferkelcher gediehen unter der Pflege der Bäuerin Disseggritt gut, und wo die Söhne auf die „Frei“ gingen, waren sie willkommen, denn die Alten wußten — da ist Sach' —. Der Familienname lautete anders, da aber drei Generationen ununterbrochen die Pächter der Gemeindejagd waren und mit der Flinte in den Wald gingen, nannte man sie im Dorf Flintenjörgs, da der Großvater auch Jörg geheißen hatte.

Der jetzige Besitzer Jörg war der echte Typus von Jäger und Bauer. Unter dichtem weißen Haarhoppf eine knochige Stirn, Falkenblick im Auge und Adlernase. — Echter Volkschlag. — Er stand zum Ausgehen bereit, hatte aber eine Differenz mit seiner Ehehälfte. Er wollte zur nahen Kreisstadt, und da er die neue Montur an hatte, verlangte die Disseggritt, daß zu deren Schutz der Regenschirm mitgenommen werde. Jörg war das Tragen eines Regenschirmes ein Greuel. Die Bäuerin gab aber nicht auf und erklärte: „Wenn dau die geflickt Zopp anhättst, tät mer gar niz dro leihe, wenn dau pudelnaf wärst, ober de kosbern (kostbaren) Hof verdirbst de mer nett.“ Der Jörg gab nach und zog mit dem Regenschirm von dannen.

In der Alten Post fand er, nachdem er seine Geschäfte erledigt hatte, einige alte Jagdfreunde, und nun wurden bei den Schoppen Jagdschichten aufgetischt. Der Alkohol wirkte be-

fruchtend auf die Phantasie, daß sich die Deckbalken bogen bei dem Jägerlatein. Der dicke Christian aus Fyhausen berichtete: „Eine wahre Geschichte. Ich habe einmal einen Frischling mit den Händen gefangen und ihn an einer Ackerleine zum Gaudium des ganzen Dorfes nach Haus geführt. Eine Wache war auf der Flucht bei einer Treibjagd mit ihren Frischlingen bis an die ersten Gärten eines Dorfes gerannt. Ein Frischling blieb in einem Statetzau stecken, und ich konnte ihn mit den Händen greifen.“ Da stand der Flintenjörg auf, und, während er mit seinen sonnverbrannten, schwieligen Händen durch seinen weißen zausigen Bart strich, sagte er: „Christian, das ist noch gar nichts. Ich habe mit meinem Regenschirm auf Rebhühner eine Dublette geschossen.“ „Bei Sankt Münchhausen!“ gröhnte die Tischrunde. Unbeirrt berichtete der Jörg: „Wie heute war ich in der Stadt gewesen und meine Alte hatte mir den Regenschirm aufgezwungen. Wie ich die Chaussee vor dem Roppelberg erreiche, — es dümmerte schon — steigt auf der linken Seite aus einem Kleeacker eine Kette Rebhühner auf und fliegt über mich hinweg. Ich mache mit meinem Regenschirm unwillkürlich die Geste des Schießens, und auf der rechten Seite fallen zwei Rebhühner in einen Erbsenacker nieder. Hast du zu viel Alkohol eingenommen? frage ich mich! Während ich die Rebhühner in meinen Rucksack berge, erblicke ich die Drähte der Telegraphenstangen und — somit des Rätsels Lösung. Die Rebhühner hatten sich an den Telegraphendrähten — die Köpfe eingestoßen!“

Als ich heimkomme und meiner Alten die Rebhühner auf den Tisch lege mit den Worten: Die habe ich mit dem Regenschirm erlegt, glaubt sie, ich hätte einen Affen und Rebhühner heimgebracht.

Die Tischrunde bestätigte, daß der Jörg und der Christian recht nettes Jägerlatein verzapft hätten, das aber doch wahr sei.

Die Hexe.

Erzählung von August Gantner.



vor Kirchstetten draußen, dicht neben der Straße, die zu der schäumenden Runz führt, erhebt sich stattlich und stolz die Friedenslinde.

Träumend blickt sie in den klaren Wintertag hinein, auf den Bergeskranz hin, der sie in weitem Bogen umgibt, auf den langen Schneerücken der Schwend, auf den trutzigen Schartenkopf und auf die schüngeformte, das Auge erfreuende Kuppe der fernjimmernden Moos.

Schrille Schreie schrecken den Baum aus seinem Sinnen auf. Unten an seinem Fuße wird es lebendig. Eine Bubenhorde hat sich eingestellt, ein wildes, ausgelassenes Völklein. Einer befiehlt, des Zainenmachers Toni, ein starker, strammer Bengel mit hellen Augen und einem breiten Mund, aus dem ein prächtiges Raubtiergebiß hervorgleißt. Der Kleidung nach, die ärmlich und erbärmlich dreinsieht, ist er der mindeste der Schar, und trotzdem gehorcht ihm die ganze Gesellschaft. Kein Wunder auch! Er überragt alle, sowohl an Leibeslänge, als auch an Mut und Entschlossenheit. Mit unheimlicher Macht beherrscht er sein Gefolge. Es hat ordentlich Angst vor ihm. Hört nur die Stimme voll Schwung und Schneid! Da gibt es keinen Widerstand! Da heißt es einfach gehorchen. Auf's Haar führen sie seine Befehle aus.

Einen Schneemann machen sie. Das geht wie der Blitz. Jetzt wälzen sie eine Riesentugel, den Oberkörper, heran. Hu, hu, hupp! Dreißig Bubenhände heben sie hoch, und bums, sitzt sie auf der Unterlage.

Nun an den Kopf! „Beg“, donnert Toni, „den mach ich selbst.“

Im Nu ist er geformt. Aber wie ihn hinauf-

bringen? Der Schneemann ist zu hoch. Keiner kann hinaufreichen, selbst der Anführer nicht.

„Ah was!“ lacht Toni, bückt sich nieder, steckt seinen schwarzhhaarigen Keltenkopf einem kleinen Knirps zwischen die Beine und hebt ihn, schwupp, in die Höhe. Was das Roß nicht kann, vermag der Reiter. Der Schneemann kommt zu seinem Kopf.

Nun neue Weisungen: „Fort, Schreiner-Hubert, du schaffst Kohlen herbei. Augen, Nase und Maul fehlen noch! Und du, Löwenwirtle, du holst einen alten Zylinder.“

Die zwei Bürschlein wollen Einwendungen machen. Doch damit kommen sie übel an. „Fort, ihr lahme Lottel“, schraubt der Hauptmann wütend und versetzt ihnen kräftige Rüsse.

Die wirken. Wie der Wind sausen die Buben davon. Es dauert nur eine kurze Frist, und das unmöglich Dünkende ist möglich geworden. Der goldhaarige Hubert erscheint mit Kohlen, der schnabelschnelle Löwenwirtle mit einem at-scheulichen Zylinderhut.

Mit Hurra werden die Eroberer bewillkommt. Von neuem hebt das Roß den Reiter hoch. Der Schneemann bekommt Farbe in sein langweiliges Gesicht und schließlich noch eine vornehme Behauptung.

Jubelrufe ertönen, und wie toll umtanzt die Bande das Werk ihrer Hände. Ein Gebrüll erheben die Schlingel, daß die Linde bis ins tiefste Mark hinein erschauert.

Jetzt, sich, wirft der Förster-Otto einen Schneeball nach dem Zylinder. Er trifft ihn nicht, dafür aber die Backe des Schneemannes, die mächtig anschwillt. Ein höllisches Gelächter begrüßt dieses Wunder. Eine gewaltige Schneeballschlacht entbrennt. Die Schöpfer des Schneekönigs werden ihm untreu, werden Empörer und Zerstörer. Ein Hagel von Geschossen saust auf die Gestalt. Schau, der Zylinder fliegt herunter und, ha, jetzt auch der geschwollene Dickkopf. Ein Heidengebrüll begrüßt diese Tat, und mit weitaufgerissenen Augen starren alle den Enthaupteten an.

Alle? Nein! Der Zainenmacher-Toni blickt weiter. Ueber die altersbraune Runzbrücke schweifen seine Augen.

Ein dürres, buckliges Weiblein sieht er herankucken mit einer mächtigen Holzwelle auf dem Kopfe.

Grinsend verzerrt Toni sein breites Vollmondsgesicht. Zorn malt sich darauf. Er gedenkt der schweren Tracht Prügel, die ihm auf Bürgermeisters Geheiß Michel, der Ratsdiener, heruntergehauen hat. Die Alte war schuld daran. Warum

auch mußte sie bezeugen, daß er dem Becken-Heiner die zwei Stollen aus der Gräze gerapst!

Höhnisch fängt er zu krächzen an:

„Eins, zwei, drei, — vier, fünf, sechs!
Tanz recht flott, Wetterhex.
Schäm di doch, Flederwisch!
Giftig und rüdig biß.“

Kaum hat er seine Spotverse begonnen, sofort wird ihm kräftige Unterstützung. Das ganze Bubenheer stimmt in den Sang ein. Der geföpfte Schneemann ist vergessen. Die Wellenträgerin nimmt die Augen in Anspruch.

Ein Schneeball streift das arme Weib.

„Drauf auf die Wetterhex!“ donnert Toni.

„Drauf auf die Rothex!“ schreit der Löwenwirtle, und alsbald braußt eine volle Ladung über die zitternde Frau.

„Glende Bande!“ stöhnt sie, nimmt rasch ihre Welle vom Kopfe, rammt sie aufrecht in den Schnee und verbirgt sich dahinter.

„Rothex! Wetterhex!“ stimmt jetzt auch der Schreiner-Hubertle an, ein netter, frischer Bub, dessen Stimme hell wie eine Trompete schallt. Seine Hände greifen hurtig in den Schnee, um einen Ballen zu formen.

„D ihr gottloßen Buben,“ jammert das Weibchen, „und du, Hubert, bist auch dabei! Wenn das dein Vater wüßt, der bravste Mann im ganzen Ort!“

Das Wort wirkt Wunder. Huberts schon wurfbereite Hand sinkt schlaff herab. Glutrote überflammt sein Gesicht. Er sieht keine Welle und kein Weibchen mehr; er sieht einen fleißigen Mann im blauen Arbeitschurz, den Schreiner-Bold, seinen Vater. Ernst und betrübt blicken des Mannes große, graue Augen.

Blitzschnell ist dieses Bild vor Hubert aufgetaucht. Im gleichen Augenblick auch steht der Bub schon vor der bedrohten Frau und ruft aus Leibeskraft: „Hört auf mit dem dummen Werfen. Laßt die Seppa in Ruh. Sie hat uns ja nichts getan.“

„D du Rindvieh, du Dappschädel!“ schreit Toni dagegen, „bist du denn verrückt, uns das Spiel zu verderben! Drauf auf den Hexenknecht!“

„Drauf auf den Hexenknecht!“ brüllen Tonis Getrene und ein graujiger Schneeballhagel saust auf das Weib und seinen Schirmer.

„Hört auf und seid vernünftig!“ gelst Huberts Stimme.

„Steine drein! Steine drein!“ hört man Toni rufen, und sofort eilen einige zum Schotterhaufen, der am Straßenrande winkt.

Von neuem fliegen die Geschoße. Plötzlich stößt Hubert einen durchdringenden Schrei aus und sinkt zu Boden.

Ein Schneeball, der einen Stein in sich barg, hat ihn an die Stirne getroffen. Mit blutüberströmtem Gesicht liegt er regungslos im Schnee.

„Er ist tot!“ schreit einer der Buben. „Er ist tot!“ wiederholen entsetzt etliche andere und beugen sich besorgt über Hubert nieder.

Eine unheimliche Stille tritt ein. Jene, die beim Werfen Steine verwendet, machen sich klein und schleichen schuldbehaftet davon.

Einen hört man rufen: „Der Toni war's“

„'s ist nit wahr“, schreit der zurück, „sag's noch einmal, dann schluckst Bakenzähne.“

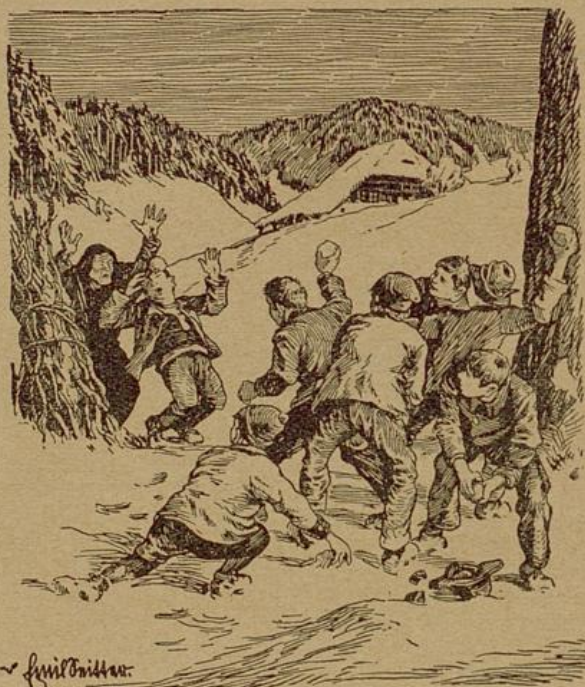
Hin und her fliegen die Beschuldigungen: „Du biß's gii.“

„Kei, du!“

„Du!“

„Kei, du!“

Während die Buben streiten, handelt die arme Seppa. Sie zerrt ihr Taschentuch aus dem Kleid und verbindet Huberts Wunde. Ihre Holzelle im Stiche lassend, nimmt sie den Blutüberströmten auf die Arme und trägt ihn behutsam fort. Schwer ist die Last und weit der Weg. Doch die Seppa nimmt alle Kraft zusammen. Auf den Kirchenplatz trägt sie den Hubert, in das hohe Haus, wo der Doktor wohnt. Drei der Buben, offenbar solche, die sich schuldfrei fühlen, geben ihr das Geleit. Die andern



~ Kuntzbrunn.

Plötzlich stößt Hubert einen durchdringenden Schrei aus und sinkt zu Boden.

stieben in alle Windrichtungen auseinander. Als allerletzt verläßt Zainenmachers Toni die Kampfesstätte. Gute Beute schleppt er mit sich, die Holzwehle der Rothhege. Doch nicht ins Häuslein am Hirtenweg, wo die Seppa wohnt, trägt er sie, nein weiter, weiter. Viel Ausdauer bekundet er. In den Holderwinkel hinunter schafft er das herrenlose Gut, in die Hütte, wo der Zainenlenz, sein Vater, haust. Großes Lob und einen Schluck aus der Schnapsflasche erntet der Sprößling für seine Umsicht und Tatkraft.

Das Weibchen hat Glück. Der Doktor ist daheim. Ob der Bub tot sei, fragt die Seppa ängstlich besorgt.

Der Arzt nimmt seine Untersuchungen vor. „Tot? Nein!“ lautet seine Antwort, „eine schwere Kopfwunde, doch nicht lebensgefährlich.“

Unter der sachverständigen Behandlung kommt Hubert wieder zu sich. Die Frau muß ihn halten, indes der Arzt die Wunde zunäht. Fest auf die Zähne beißend, erträgt der Bub lautlos die Schmerzen. Nun noch einen Verband, und dann bekommt die Seppa ihre Last wieder auf die Arme zur Heimbeförderung.

Doch sie braucht nicht mehr weit zu gehen. Auf dem Plage unten stürmt ihr angstgebeißcht Huberts Mutter entgegen, die von dem Unfall erfahren hat.

„Danke, gute Seele“, sagt sie einigemal tränenden Auges, nimmt ihr die Bürde ab und trägt den Liebling heim, um ihn unverzüglich ins Bett zu bringen.

Unterdessen eilt die Bleiersseppa wieder hinaus zur Friedenslinde, um ihr Holz zu holen. Vergänglich läßt sie ihre Blicke schweifen. Schnee ringsum, aber nirgends eine Welle.

Traurig wankt sie den Hirtenweg hinunter in ihr Häuslein und klagt der Wäscherin ihre Not, der dicken Kunigund, die mit ihr Wand an Wand unterm gleichen Dache haust.

„Geschieht dir recht“, wettet die Wäscherin, „was kümmerst du dich um fremde Sachen? Was gehn dich Bubenhändel an? Dummes Huhn! Hättest du den Strick liegen lassen! Unkraut verdickt nit. Wärest abgeschoben mit deiner Welle! Jetzt hättest eine warme Stube und bräuchtest nicht zu frieren!“

Sie fror aber doch nicht. Der Kunigund war's nicht halb so ernst mit Schimpfen. Sie holte von ihrem Vorrat und heizte der Seppa gehörig ein, doppelt sogar, mit Holz und mit Schelten.

Eine Stunde später schlüpften beide in ihre Betten. Das Stüblein rechts hörte viele Vaterunser, auch eins für den verwundeten Hubert, das Stüblein links viele Unmutreden, von denen jede mit dem Satz begann: „Dummes Huhn, dummes Huhn! Wie kann man nur auch so einfältig sein!“

* * *

Mehrere Wochen sind vorübergegangen, recht rasch für die Bubenchar, die draußen mit Köpflis und Kugelspiel und Kreifelschlagen den Einzug des Frühlings feierte, recht öde und langweilig für den leidenden Hubert.

Doch alles hat ein Ende, auch das Kranksein. Heute ist Josephstag, Feiertag. Heute darf er das Haus verlassen, darf zum erstenmal wieder ins Freie. Wie seine Gefährten ihm die Hände schütteln! Wie sie ihn umarmen! Wie sie ihm gute Worte geben, ihm auseinanderlegen, daß sie, sie den unheilvollen Schneeball nicht geworfen haben.

Die Sonne lacht so lieb. Mit Freude schauen seine Augen auf die Anemonen und Schlüsselblumen, die von den Hängen her ihm zunicken. Mit Entzücken vernimmt er den süßen Schlag der Amstel und den reizenden Finkenruf, die vom Hungerberg herabhallen.

Jetzt kommen die Schwestern und drücken ihm Weibchen in die Hand, die sie am Gaisbüchel gepflückt, einen prächtigen Strauß. Den soll er der Bleiersseppa bringen zu ihrem Namenstag und vier Flaschen Klingelberger.

Sonst ist er bisweilen störrisch und eigenfinnig, so etwas auszuführen; heute jedoch braucht man ihn nicht zu drängen. Es treibt ihn selbst, seiner Wohltäterin zu danken. Oft hat er in den Tagen seiner Krankheit ihrer gedacht.

Den Kopf befreit von dem verhassten Verband, den Strauß in der Rechten, schreitet er den Hirtenweg hinauf. Försters Otto und Löwenwirts Viktor, seine besten Freunde, geben ihm das Geleite und tragen die Flaschen. Bald stehen sie vor der altersgrauen Hütte mit dem moosbedeckten Ziegeldach, die sie nur allzugut kennen. Wie oft haben sie im Vorbeirasen Rotheg, Wetterheg gerufen und mit langen Gerten an die Hauswand geschlagen, daß große Brocken des Verputzes heruntergestürzt sind!

Wie sie das Häuslein jetzt voller Scheu anschielien, können sie gut den Schaden ermessen, den sie im Laufe der Zeit angerichtet haben. Erbärmlich und verlottert sieht es drein. Doch Bubenchar ist nur von kurzer Dauer. Ohne Waffen und ohne Gepolter, gestittet und friedlich schreiten sie heute die drei hölzernen Stufen hinauf. Der Mutigste, der Löwenwirts, pocht an.

„Herein“, ruft die ihnen wohlbekannte Stimme, und gleich stehen sie im Stübchen, das zwar sauber dreinsieht, aber nach Armut und Glend riecht. Auf der Ofenbank sitzt die Seppa. Doch heute klirren und schwirren keine Stricknadeln in ihren Händen. Im Kalender liest sie. Ausnahmsweise wird sie jetzt nicht mit Gerten- und Verfechtung begrüßt. In hölzerner, aber herzlicher Prosa beginnt Hubert: „Guten Tag, Seppa! Ich wünsch Euch viel Glück zum Namensstag und daß Ihr ihn noch vielmals in Freud' und Gesundheit erleben mögt.“

„Dank schön, Hubertle“, nickt das Weibchen, das anfänglich etwas mißtrauisch dreingesehen, dem aber jetzt die helle Freude aus den tief-liegenden Augen spricht.

„Und“, fährt der Sprecher fort, indes er ihr die Blumen und Flaschen hinreicht, „da bring ich

schoß es ihnen durch den Kopf. Sie waren ordentlich froh, als sie den Apfel im Hosensack ver-jenkt hatten.

Und das Eisen schmiedend, solange es heiß war, bat Seppa: „Gelt Buben, ihr ruft ferner-hin nimmer Rotherz und Wetterherz?“

„Nein“, hauchten sie und wurden recht verlegen.

„Seht mich nur tüchtig an“, sprach sie mit Nachdruck, „bin ganz und gar nit rot. Hab kohlschwarze Haare, obwohl ich bald sechzig auf dem Buckel hab. Und was das Wetter-machen angeht, davon versteh ich keine rote Bohne! Wenn ich das könnt, wär ich nit die arme Strickerin. Da würd ich den Bauern gut Wetter machen und reich dabei werden.“

„Wißt Ihr, Seppa“, fing der kecke Viktor an, „wir meinen's nit so böß mit dem Rufen. Wenn halt einer Herz anstimmt, da treibt's uns, tüchtig mitzuschreien. Wir denken nichts dabei.“

„Weiß schon“, nickte die Strickerin, „kenn's gut. Hab auch manchmal gerufen in euerem Alter. Unsere Herz die wohnte damals im Loh oben. Brigitt hat sie geheißn und hat sehlohweiße Haare gehabt.



Spiegelbild:

„Guten Tag, Seppa! Ich wünsch Euch viel Glück zum Namenstag und daß Ihr ihn noch vielmal in Freud' und Gesundheit erleben mögt.“

Euch etwas und sag von Herzen Dank, weil Ihr mich vom Tod errettet habt.“

„Gern geschehen, Bub“, erwidert die Alte, dankt herzlich für die Gaben und zieht mit Wonne die süßen Düste ein. Dann wirft sie einen prüfenden Blick auf Huberts Stirn und sagt: „'s ist gut geheilt. Ja, unser Herr Doktor ist ein Geschickterle. So gibt's nit viele im Land.“

Und Huberts Gefährten ins Auge fassend, fährt sie fort: „Das sind deine Kameraden! Gelt, du gehörst dem Herrn Oberförster?“

„Ja.“

„Und der da?“

„'s Löwenwirts.“

„Richtig, du bist ja der Viktor.“

Sie erhob sich und trippelte geschäftig zu dem wurmstichigen Lannenschranke hin, der hinten in der Stubenecke stand. Eine hübsche Reihe großer goldgelber Fürstenäpfel zierte seine Höhe. Seppa holte drei herunter und reichte jedem der Buben einen.

Mit mehr Schauder als Wonne nahmen sie die Gabe an. Dem Apfel schenkten sie kaum Beachtung, desto mehr aber der welken Hand, die sie ihnen darbot.

„Giftig un rüdig bisch“

Trotzdem haben wir Rotherz gerufen:

Rotherz, Rotherz flieg in d' Moos,
's Wettermache heiß brav los.

Früher die Brigitt im Loh, jetzt die Seppa am Hirtenweg. Jrgendeins muß eben das Opfer-lamm machen. Als mein Mann noch gelebt hat, da hätt' sich eines unterstehen sollen, mir Herz nachzurufen. Der Christian hätt' ihn böß gegerbt.“

„Ja, habt Ihr einen Mann gehabt?“ fragte der Löwenwirts in höchster Verwunderung.

„Das will ich meinen“, Klang es stolz zurück, „fogar einen recht stattlichen Mann. Er war Holzfäller in den Wälden hinten. Der Herr Oberförster hat große Stücke auf ihn gehalten. Aber unser Glück war nur von kurzer Dauer. Beim Holzfällen ist er umgekommen. Eine riesige Eich' hat ihn totgeschlagen.“

Sie bedeckte die Augen mit der Hand und versank in schmerzliches Sinnen.

Eine große Stille trat ein. Die Buben wagten kaum zu atmen. Nur das Ticktack der kleinen Kuckuckshuhr war zu hören.

„Habt Ihr keine Buben?“ unterbrach Viktor das unheimliche Schweigen.

„Doch, einen braven, herzlieben Bub' hab ich gehabt. Einen Sohn wie den Frieder gibt's

mit bald. Groß, stark und gesund. Backen wie ein Pfeifer und Häute wie ein Schmiedhammer.“

„Und wo ist er?“

Sie faßte den Frager am Arm, führte ihn an das Fenster und zeigte auf einen blauen Höhenzug, der weit draußen in der Ferne die Ebene abschloß. „Dort“, flüsterte sie, „dort in den Vogesen ist er gefallen im Siebziger-Krieg. O ein lieber Mensch war mein Frieder. Der hat für seine Mutter gesorgt. Wenn der noch lebte, müßte die Seppa kein Holz heimischleppen, und keiner würd sich unterstehen, mir Schand und Spott anzutun.“

Sie senkte den Kopf und blickte traurig zu Boden.

Hubert faßte ihre Hand und sagte: „Arme Seppa! Ihr dürft's glauben, wir rufen sicher nimmer.“

Der Händedruck belebte das Weibchen. „Hubert“, sagte sie, „ja, hast keine Angst? Hast ja die Hex angerührt. Fürchtest nit, daß rüdig wirst? Sei ohne Sorge. 's ist Lug und Trug, was sie rufen, die Elenden. Schau sie an, meine Hände. Abgeschafft sind sie und runzelig; aber rüdig? Nein!“

Von neuem starrten die Buben auf die Hände der Alten hin. Ein Schauer überrieselte alle drei. Unwillkürlich wichen sie zurück.

Die Seppa merkte es nicht. Sie war zu sehr in ihre Gedanken vertieft. Mit einem plötzlichen Entschlusse jedoch richtete sie sich auf. „Nein“, jubelte sie, „ich will nicht traurig sein. Bald ist die trübe Zeit um. Bald komme ich zu meinen Lieben wieder, zu meinem guten Christian und zu meinem braven Frieder. Will's Gott, daß ich in den Himmel komm und sie wiederseh!“

„Ihr kommt sicher hinein“, tröstete sie Hubert.

„Meinst?“ fragte sie in seligem Erschauern.

„Selbstverständlich“, stimmte Försters Otto bei. Der Löwenwirtle, dem derartige Seelenstimmungen nicht in seinen Kram paßten, schlug kräftigere Töne an: „Ich muß heim. V'hüt Euch Gott, Seppa.“ Dabei schob er seine fleischigen Pfoten, so tief er nur konnte, in seine Hosentaschen. Nicht um alles wollte er es auf eine Patschhand ankommen lassen. Die beiden Gefährten folgten in allen Stücken seinem Vorbild, sagten auch V'hüt Gott und dampften dann frischfröhlich ab.

Sie waren noch nicht recht aus der Umgebung der Hütte verschwunden, da stellte sich auch schon die dicke Kunigund bei der Strickerin ein. Einen großen Deckelkorb trug sie in der Linken. Die mächtige Rechte reichte sie der Nachbarin dar mit den Worten: „Wünsch dir auch viel Glück zum Namenstag, Seppa, und daß dieses Jahr nit so viel schimpfst mit mir wegen der Schnarcherei nachts.“

„Dank schön“, lachte sie, „werd mir von heut ab Watte in die Ohren stecken.“

„Und“, fuhr die Wäscherin eifrig fort, „da hab ich auch wieder ein klein Geschenkli“, und holte bei diesen Worten einen riesigen Gugelhoppf aus dem Korbe hervor, den sie mit Schwung auf den Tisch pflanzte.

Aber Kunigund“, wehrte die Strickerin, „das ist kein Geschenkli. Das ist ein mordsmäßig großes Geschenk. Recht schönen Dank dafür; doch wie oft muß ich dir denn noch sagen, daß du nicht verschwenden sollst!“

„Märrische Nachteul“, knurrte die Kunigund, „gespart und geknausert wird's ganze Jahr, aber am Josephstag nit.“

Sie machte Kehrt und verschwand, um in einer kleinen Weile wieder zu erscheinen.

Zwei dampfende Töpfe stellte sie auf den Tisch, einen mit Kaffee und einen mit Milch. Und die zwei Nachbarinnen, die im Laufe des Jahres gar oft Worte gewechselt, giftig sich anhörend und doch nicht so böß gemeint, ließen sich nieder und tranken unter friedlichem Geplauder etliche wohlschmeckende Versöhnungstassen.

Inzwischen waren die Buben im Eilschritt den Hirtenweg hinuntergefaßt. Als sie zum Mühlbach kamen, zu der Stelle, an der an sonnigen Sommertagen die Wäschweiber schnattern und schwenken, machten sie Halt. Schnell griff der Löwenwirtle in die Hosentasche und — bums — flog der schöne goldgelbe Fürstenapfel in den wildwogenden Bach. Bums — folgt ihm Ottos Apfel, bums — auch der Hubert's. Das Wasser trug sie rasch fort, und erst am Rechen unten, der unweit des Mattenstegs quer über den Bach zieht, wurde ihrem tollern Wandern ein Ende bereitet. In Gesellschaft von Holzsplittern und Strohhalmen mußten sie dort Raft halten.

Die Buben schenkten diesem Stilleben keine Beachtung; die hatten Wichtigeres zu tun. Viktor führte das große Wort. Mächtig sich aufblähend, sagte er: „Siebenmal muß man in einem fließenden Wasser die Hände waschen. Ich weiß es ganz genau. Die Böhler Bas hat mir's oft erzählt, siebenmal; dann schadet die Berührung nichts.“

Mit stummem Starren hörten die beiden andern seiner Weisung zu, und dann begann ein Wischen und Waschen von unheimlicher Dauer und größter Gründlichkeit. Mit ängstlicher Sorgfalt zählte jeder seine Waschungen; doch bald war die Zahl vergessen. Die Schuld trug der Zainenmacherle, der wie aus den Wolken gefallen, auf einmal neben ihnen stand.

„Donner und Teufel, was treibt denn ihr da?“ fragte er neugierig.

„Frag nit so dumm“, ward ihm zur Antwort, „du siehst es ja. Wir waschen uns.“

„Ist unnötig“, lachte Toni, „ihr seid ja die Säubersten von ganz —“

Er brennete seine Rede nicht. Seine Augen wurden allzusehr in Anspruch genommen. Wie

ein Schmiedfeuer glühten sie. Bocksteif waren sie auf den Holzrechen gerichtet.

„Nepfel!“ janzzte er mit einem Jubelruf, als ob sich ihm die Himmelspforte geöffnet hätte. Im Nu fauste er den Pfad hinunter und zum Rechen hin.

Die drei Gefährten vergaßen des Händewaschens. Nengstlich blickten sie auf Toni, der sich langsam und mit größter Vorsicht über den schmalen, kaum fußbreiten Rechen bewegte. Mit weit ausgebreiteten Armen schritt er den gefährlichen Pfad und bemühte sich nach Art der Seiltänzer, das Gleichgewicht zu bewahren. Die drei Zuschauer wagten kaum zu atmen, so gefahrvoll dünkte ihnen das Gehen über den wildhinschießenden, tiefen Mühlbach. Seid ohne Furcht, ihr Feiglinge! Toni ist schon schrecklichere Wegelein gewandert. Fragt einmal beim Schwedenstein oben an, wo er dem Weib die Eier aus dem Neste genommen und neben dem Abgrund den schmalen Steilpfad hinabgeschlichen ist. Das war ein ander Stück. Geht, geht! Was ist denn da bei dem bißchen Bach viel Gefahr! Da kann's schlimmsten Falls ein kaltes Bad absetzen. Pah! Eine Kleinigkeit!

Seht, wie gewandt der Schlingel ist! Jetzt bückt er sich und legt sich langsam und langgestreckt auf den Rechen. Jetzt greift seine Linke ins Wasser. Nummer eins ist sein und wandert in den Hosensack. Nun schiebt er sich, einer Schlange gleich, einen Kuck vorwärts. Auch der zweite ist erobert. Und jetzt — o wie schade, wie jammer schade! Gerade, wie er den dritten fassen will, der ganz am Ende des Rechens sich drückt und dreht, drückt ihn eine Welle mit Macht durch das Gatter. V'hüt Gott, Toni! So, hast mich gesehen, schießt er den Bach hinunter, wandert froh und freudig in die Freiheit.

Doch glaubt ihr, daß ihn der Zainenmacherle verloren gibt? Da kennt ihr seinen Hunger und seinen Willen schlecht. Behutsam kriecht er rückwärts. Mit peinlicher Sorgfalt tasten die Beine und suchen immer und immer wieder nach dem Holze des Rechens. Langsam aber sicher erfolgt der Rückzug. Freude belebt sein Gesicht, als die Füße Erde unter sich fühlen. Endlich ans Ufer gelangt, schnellt er siegesfroh auf und steht einen flüchtigen Augenblick stolz wie eine Tanne. Dann aber schlägt er einen Schnelllauf an und läßt dabei die hellen Augen schweifen. Bald hat er den Apfel erpäßt. Eine Latte reißt er von einem Gartenzaun weg, und im Nu ist der Ausreißer ans Ufer gerudert. Der wandert aber nicht zu seinen Brüdern in den Hosensack, der schlüpft wie der Blitz hinter Tonis Zahngehege. Entzücken strahlt aus den Augen des Eßers. „Ah“, sagt er, den Buben in die hochaufspritzende Flut werfend, „ah, war der gut!“ Unverzüglich kommen auch die beiden andern an die Reihe. Als auch diese vertilgt sind, wendet er sich den

drei Buben zu, die ihre Waschungen wieder aufgenommen haben: „Möcht' mir wissen, was für ein Kamel die Staatsäpfel in den Bach geworfen hat?“

„Die Kamele waren wir“, gibt Viktor scherzend zurück.

„Oho“, entsetzt sich Toni und tastet alsbald die Hosentaschen der drei Verschwender ab, ob sie nicht noch mehr der guten Bissen bergen. Leider ist jedoch nichts Reißbares zu verspüren.

„Donner und Teufel, wo habt ihr sie denn her?“

„Von der Bleiererseppa.“

„Von der Wetterher?“

„Ja.“

Erst will er es gar nicht glauben; doch als er sich endlich mit dem Unfaßbaren abgefunden, fragt er stürmisch, ob sie noch mehr habe.

„Ja“, nickten die drei, und der redselige Viktor entwirft eine glänzende Schilderung von der goldenen Krönung des alten Schrankes.

Mit Wonne lauscht Toni der Musik, und dann rennt er spornstreichs fort.

Indes die drei Gläubigen ihre siebenfache Waschung wieder aufnehmen und sie glücklich zu Ende führen, alsdann wie erlöst aufatmen und selig heimwärts schreiten, haftet der Zainenmacherle, kühne Pläne spinnend, den schmalen Hirtenweg hinauf. Bald sieht er das moosgrüne Dach der Hengenhütte winken. Mit einer Schläue, die einem Indianerhäuptling Ehre gemacht hätte, schleicht er sich an die Hauswand hin.

Horch! Stimmen! Aus der Stube der Heye hallen sie her. Er spitzt seine Fuchsohren. Die Stimmen sind ihm bekannt. Die Heye und ihre Hausgenossin sind's.

Vorerst heißt's abwarten und Geduld üben. Ewig kann ja das Gewäch nicht wahren.

Er zieht sich zurück. In nächster Nähe der Hütte läßt eine Gartenmauer zum Sitzen ein. Auf ihr läßt er sich nieder, pfeift allerlei Weisen, die ihm durch den Kopf schwirren, und späht von Zeit zu Zeit nach dem Häuslein.

Drinne geht's lebhaft zu.

„Schmeckt er dir nit, der Guggelhopf?“ fragt die Kunigund.

„Doch, er ist ausgezeichnet.“

„Nun, dann is' auch, dumm's Huhn. Er gerät mir von Jahr zu Jahr besser. Was meinst, wie der erst fein schmecken muß, den ich dir in dreißig Jahren vorsetzen werde!“

„O gute Kunigund“, winkt die Strickerin lebhaft ab, „wo denkst du hin bei dem Husten, der mich immer quält! Ich muß froh sein, wenn ich den nächsten Josephstag noch feiern kann.“

„Ah was“, lachte die Wäscherin, „laß die Flügel nit hängen, traurigs Turteltäubel! Stell dich stramm auf die Hinterfüße wie ich! Noch manches Taufend Leintücher hoff ich auszuringen und noch manches lustige Lied zu singen.“

Und zum Beweise, daß es ihr Ernst ist mit ihrer Behauptung, stimmt sie freudig an:

„Das Schiff streicht durch die Wellen.“

„Und ob du noch so lustig singst“, sagt die Seppa, als das Lied verklungen ist, „mich bringst du nit in das Fahrwasser.“

„Leider, leider“, nickt die Kunigund, „bist und bleibst halt ein traurig Turteltauble.“

„Zimmer muß ich ans Sterben denken.“

„Denk nit dran. Mach's wie ich. Ich laß' Gott Vater sorgen und füg mich drein. Es komme, wie's will. Ich eß und schaff und schlaf und schnarch. Und wenn ich an einem schönen Morgen aufwach, bin ich tot.“

Seppa beachtete ihren Scherz nicht. Sie erhob sich, öffnete den alten Schrank und deutete auf ein Paket, das oben auf dem Schafte lag. „Merk dir, Kunigund“, sagte sie, „in dem blauen Papier da liegt mein Totenhemd.“

„Zeig einmal“, fiel ihr die Nachbarin rasch ins Wort, „ob's auch schön gewaschen ist?“

Seppa schnürte den Pack auf, reichte das Hemd hin und sprach: „Wenn ich gestorben bin, dann sei so gut und zieh mir's an. Und gelt, du strähst mir auchs Haar nett und legst mir den Zopf über die Achsel, daß sie sehen können, daß ich keine Kothex bin.“

„Schön gewaschen“, rief die Kunigund, „aber, närrische Nachteul, hör auf mit deinen trübseligen Reden. Wer wird an einem solch heiteren Bontag und gar noch an seinem Namensfeste solch dummen Kohl aufstischen! Komm, laß uns lieber Walzer tanzen.“ Sie umschlang Seppa und drehte sie zweimal im Kreise herum.

Seppa entwand sich ihren Armen und beeilte sich, das Hemd wieder in seine Hülle zu verpacken.

„Ein eitler Aff bist aber doch, Seppa“, stichelte die Wäscherin.

„Eitel? Wieso?“

„Spitzen hast an dem Hemd, so vornehm wie die Pflugwirtin. Aber, aber!“

„Was, aber?“

„Fürchtest du dich nit der Sünd! Mußt sicher dafür büßen. Kommst lang ins Fegfeuer für den Hochmut.“

„Meinst?“ fragte die Strickerin ängstlich, „und ich möcht doch so gern in den Himmel!“

Ein Weilchen nur stand sie mit sich kämpfend; dann öffnete sie das Paket wieder, nahm eine Schere aus dem Nästörbchen und trennte die Spitzen weg, die das Hemd verzierten. „Weißt“, erklärte sie, „hab nie im Leben ein Hemd mit Spitzen getragen; nur im Sarg hätt' ich gern

ein wenig vornehm dreingesehen. Aber wenn du so meinst, Kunigund, dann will ich doch lieber darauf verzichten.“

„Noch eins“, begann sie nach einer kleinen Pause, „wenn ich gestorben bin, greif ins Bettstroh. Links unten liegt ein Strumpf. Früher hättest kaum ein paar Pfennig darin gefunden. Seit mir aber die Schreinerboldin und ihre Verwandten und Bekannten so viel Arbeit geben und sie mir so gut bezahlen, ist etwas Bodensatz in den Strumpf gekommen. Was noch fündest nach meinem Tod, gehört dir. Und dann, schweres Schnarchroß, dann laß dir's gut gehen und sing und tanz und schnarch noch viele lange Jahre. Und Gott geb, daß dann eine Nachbarin bekommt mit dicken, dicken Ohren, daß nie mehr geschimpft und gescholten wirst wegen der Musik nachts.“

„Nit so weit in die Zukunft denken“, lachte die Kunigund, nahm ihre Töpfe und watschelte damit ihrer Kammer zu.

Dem spähenden Toni entging ihr Gehen nicht. Freudig bligten seine Augen auf. Jetzt schnell hinüber zu der Hexe. Ob sie einen Schlüssel verloren habe, will er zum Borwand fragen. Und dann will er ihre herzigen Schneeglöckchen am Fenster bewundern. Mit süßen Worten will er sie am Narrenseil herumführen. Und bei Gelegenheit will er dann seine turnerische Gewandtheit



Seppa schnürte den Pack auf, reichte das Hemd hin.

spielen lassen und mir nichts dir nichts die Goldenen einpacken. Ein Leichtes soll ihm daß sein, eine Kleinigkeit.

Schon schleicht er gegen das Häuslein hin, da, welch ein Glück! Der Fall fügt sich für ihn noch weit günstiger.

er auf-
das für
ich ge-
scher-
als bald
ab, ob
bergen.
spüren.
ther?“
och als
unden,
e.
Viktor
in der
d dann
enfache
ücklich
atmen
ainen-
malen-
grüne
chläue,
hätte,
: Here
s. Die
d ihre
üben.
t.
he der
n ein.
allerlei
n, und
in.
fragt
gerät
st, wie
dir in
ickerin
husten,
sein,
feiern
Flügel
ll dich
Noch
ringen
“

Vermutlich muß die Seppa noch mehr Wünsche auf dem Herzen haben, denn schau nur, sie verläßt ihr Stüblein und huscht in das der Nachbarin hinüber.

Bauz, wie die Kugel aus dem Rohr schießt der Strick in die Hexenstube. Im Nu sind die Fürstenäpfel in den Taschen verstant. Geschlagen wäre zwar die Schlacht; der Sieger verläßt aber die Stätte seines Ruhmes noch nicht. Erst will er der verhaßten Hexe noch einen Schabernack antun, dem Schaden noch den Spott beigefellen.

Er läßt die Augen schweifen. Im Handumkehren steht der Nähkorb auf dem Schranke oben, und jetzt der Schemel, jetzt ein Wollbündel, jetzt ein Paß mit Strümpfen. So, der Platz wäre hübsch ausgefüllt! Nun aber fort!

Noch leiser als er gekommen, verschwindet der Kobold. Die Goldenen wandern in seinen Wagen und die Buzen in alle Windrichtungen.

Als die gute Strickerin in ihr Stübchen zurückkehrt, bringt sie das und jenes in Ordnung. Dann nimmt sie wieder den Kalender vom Nagel und liest weiter, was der Kalendermann vom Thymiantee, vom heilkräftigen, schreibt, und wie man ihn zubereiten muß.

Wie sie dabei die Augen erhebt, bemerkt sie mit Entsetzen die Veränderung auf dem Kasten, gewahrt, daß das schöne Gold einem greulichen Grau gewichen ist.

Ein Zittern überläuft sie; der Kalender entsinkt ihrer Hand. Zwei-, dreimal schnappt sie schwer und kann kaum zu Atem kommen. Endlich stößt sie einen gellenden Schrei aus und sinkt halb ohnmächtig auf die Ofenbank.

Erschrocken eilt die Nachbarin herüber: „Was hast denn nur, dumms Huhn?“ fragt sie, „was schreiest denn so gottserbärmlich?“

Auf den Schrank deutet Seppa, keines Wortes mächtig.

„Was ist denn?“ forscht die Wäscherin, wild werdend.

„Die Äpfel, die schönen Fürstenäpfel“, stößt sie endlich hervor, „fort sind sie, weg, verschwunden! Ach, die bösen Buben! Ist das der Dank, daß ich jedem einen geschenkt hab! Vermutlich sind die Schlingel hereingeschlichen, haben sie gerapst und mir noch zum Hohn das Zeug da hinaufgestellt.“

Die Kunigund, die mit ihren großen Sperberaugen die drei Blumenbringer beim Kommen und Gehen scharf betrachtet hatte, redete ihr diesen Verdacht aus: „Da bist auf dem Holzweg, einfältiger Zippel. Von den dreien war's keiner. Doch fast mücht ich wetten, daß es der Zainenmacherle war. Vor einer Weile hab ich den heimtückischen Galgenstrick da drüben auf's Gerber-Nazis Gartenmauer lauern sehen. Wo der auftaucht, ist allzeit der Teufel los. Der war's und kein anderer.“

Die Seppa hörte kaum auf die Worte der Nachbarin. „Ach meine schönen Fürstenäpfel!“ jammerte sie, „ich kam's gar nit fassen, daß ich sie nimmer haben soll!“

„Geh, geh“, wetteerte die Kunigund, laß doch dein Geheil, dumms Huhn, ist ja nit der Redwert. Hast ein Aug verloren oder einen Fuß? Als drüber weg! Bist und bleibst eine närrische Nachteul. Wozu auch Äpfel aufheben bis ins Frühjahr? Hättst sie an Allerheiligen geschluckt, wärst dicker und gescheiter jetzt. O, Äpfelessen macht gescheit. Merk's, lahme Lichtputzcher. Gib acht, wie der Zainenmacherle hell wird über Nacht. So sicher als zwei mal zwei vier ist, lüpfst der morgen früh Pfarrer und Mesner, Lehrer und Bürgermeister aus dem Sattel.“

Der Feuerwehremarsch ertönte. Schneidig püß ihn einer, der in strammem Tritt den Hirtenweg herunterkam.

Die Kunigund trat ans Fenster, nach dem Pfeifer zu schauen. Mit einer raschen Bewegung zog sie die Freundin auch an das Gesims und wies auf den Herausreitenden hin. Toni war's.

Blitzschnell riß sie das Fenster auf. „Äpfeldieb, elender“, schrie sie, „schäm dich, eine arme Frau zu berauben! Mach nur, daß heimkommst, sonst hol ich den Küchenbesen und versohl dich, daß du schwarz und blau wirst.“

„Ihr mich versohlen?“ lachte der Bub und blieb stehen, „probiert's einmal, dann will ich Euch heimleuchten, daß Ihr den Mond für ein Madelbrett anseht. Was wollt Ihr dem überhaupt von mir, alte Schachtel mit Euerm Schnapsrausch?“

„Der Seppa hast die Äpfel vom Schrank gerapst, Langfinger, liederlicher.“

„Ich? Äpfel gestohlen? Sagt's noch einmal, so renn ich Euch die Knallhütte um, daß Ihr zu Griessbrei vertatscht werdet. Wo werd ich Hexenäpfel essen? Lieber glattweg verhungern.“

Die Seppa zuckte zusammen; doch kein Wort kam über ihre Lippen.

Dafür aber warf der Rachen der dicken Wäscherin Feuer aus, einem Vulkan gleich: „Du hast sie gestohlen, Lausbub, lumpiger, du und kein anderer.“

„Ich?“ schrie Toni, geht, laßt Euch heimgeigen! Ich will's Euch übrigens sagen, wer sie geholt hat.“

„Wer?“

„Der, mit dem die Hex auf die Moos reitet, der Hornbock.“ Unter Hohn gelächter eilte er fort und sang:

„Eins, zwei, drei — vier fünf sechs
Tanz recht flott, Wetterher.“

* * *

Der Sommer kam und blickte mit Glutaugen in die Täler. Die Seppa mühte ihn gehörig aus, besser und klüger als im verfloßenen Jahre.

An die We auf mir wir Not nod Stü die will und kam und Laf ren fall die schl tem in t den mo fogg Unt bis zieg mit die und Veil gibt Plä eine We sie bis hal geg und ihu sie e von mit lun alle him Hän I wer ihre und ein kön waf

In manchem Holztag trippelte sie hinüber auf die Hirschhalde und holte sich eine stattliche Welle. Mehr und mehr wuchs der Holzvorrat auf ihrem Speicher an. Nun soll der Winter nur kommen, der Grimmbart, der trutzige! Sie wird ihn meistern. Diesmal soll er sie nicht in Not sehen. Und wenn er noch so streng und noch so lang herrscht, allzeit wird sie ihr warmes Stüblein haben.

Oft, wenn sie mit ihrer Bürde erschöpft über die altersbraune Runzbrücke kaudelte, ward ihr willkommener Beistand. Der Schreiner-Hubert und seine Gespielen kamen gesprungen und nahmen ihr die Last ab. Alles Wehren hilft nichts. Wild fallen die Buben über die Welle her und schleppen sie den Hirtenweg hinunter bis in das Häuslein mit dem eingesunkenen, moosgrünen Dach, ja sogar bis auf den Speicher hinauf.

Und wenn er auch bis unter die Hohlziegel angefüllt ist mit Reisig und Holz, die Buben drücken und zwängen aus Leibeskräften. Es gibt immer noch ein Plätzchen für solch eine widerborstige Welle.

Manchmal gehen sie der Alten sogar bis an die Hirschhalde hinauf entgegen. Ihr Husten und Niesen zeigt ihnen den Ort, wo sie zu finden ist. Sie brennen, ihr zu helfen. Sonst ward ihr nur Schande und Spott zuteil von dem jungen Volk, und nun sieht sie, daß mit einigen der Bubenherzen doch eine Wandlung vorgegangen ist.

Aber das sieht sie nicht, wie die Bürschlein allemal nach einer solchen Wellenschlepperei hinunter an den Bach eilen und siebenmal die Hände waschen.

Die Waschweiber am Bach wundern sich nicht wenig darüber. Es sei auffällig, äußern sie in ihrem Getratsch, wie die Buben anfangs sauber und reinlich würden. Früher sei der Löwenwirtle ein Schmirle erster Sorte gewesen, und jetzt könne er nicht genug bekommen mit Händewaschen. Sein Vorbild sei von großem Nutzen;

einige folgten ihm schon eifrig nach, und sicher würde mit der Zeit das ganze Bubengeheimnis ordentlicher, was sehr zu begrüßen sei.

Mit Stammen, fast mit Neid sah die Kunigund den Holzvorrat der Freundin anwachsen. „Kamst ja das Zeug gar mit alles verbrennen, Huhn, dumms!“ spottete sie wiederholt.

Sie hatte recht. Als der Herbstwind mit Schnauben die gelben und roten Blätter von den Birken und Buchen herabwehte, rührte und regte sich eines morgens nichts im Stüblein der fleißigen Strickerin. Wiederholt donnerte die

dicke Nachbarin mit ihren Mordspäusen an die Türe und wie heidenmässig! Alles umsonst. Kein Laut, keine Antwort. Tiefes Schweigen, öde Stille.

Schließlich wurde die Kunigund stutzig. Sie wackelte fort in die Gerbergasse und holte den Schlosser-Karl. Mit seinen Dietrichen öffnete der brummige Graubart die Türe.

Friedlichen Angeichts, mit einem Lächeln auf den Zügen, lag die Seppa in ihrem Bette, regungslos, kalt und starr. Der Arzt, den man herbeirief, stellte eine Herzlähmung fest.

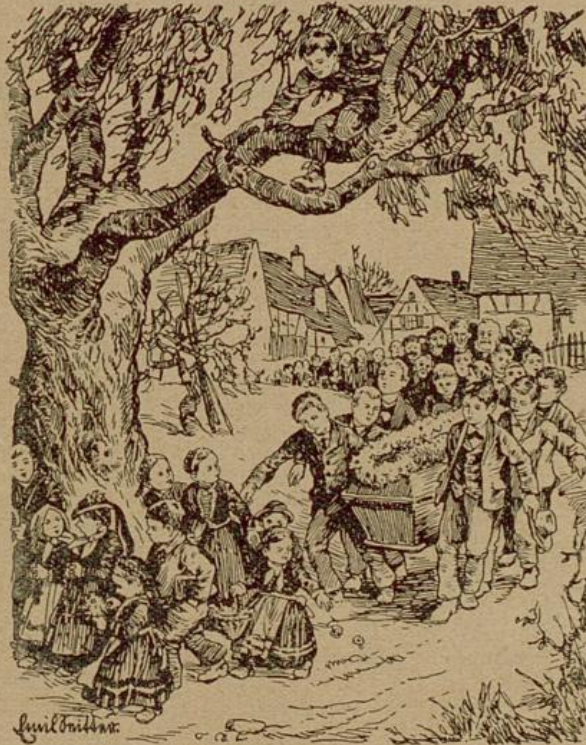
Die Kunigund erweist sich als sorgende Seele. Alles, alles leitet sie in die Wege. Keinen der Wünsche

der Entschlafenen vergißt sie. In das schöngewaschene Hemd wird die Tote gefüllt, und breit wird der schwarze Zopf über ihre Schulter gelegt.

Auch ins Bettstroh greift die rührige Hand und holt den Strumpf hervor, in dem ein wider Erwarten hübscher Betrag sich findet.

Glaubt nicht, daß die Kunigund einen Pfennig für sich verwandt! Der Freundin eine hübsche Beerdigung zu verschaffen, ist ihr einziges Sinnen und Trachten. Ein Armenjarg, gelb getrichen? Nein! Ein Armengrab, mit Widerwillen geschaufelt? Nein!

Ins Rathhaus humpelt sie und meldet, daß die Gemeinde für Seppa weder Sarg, noch Kreuz, noch Grab zu beschaffen habe.



Hubert und seine Gefährten bringen sie zur letzten Ruhe.

orte der
näpfel!“
en, daß
laß doch
der Red
n Fuß?
nährliche
bis ins
eschluckt,
pfeleffen
ntzlicher.
ell wird
vier ist,
Mesner,
ttel.“
idig püß
Hirten-
ach dem
ewegung
ins und
i war's.
„Aepfel-
ne arme
tkommt,
ohl dich,
hub und
will ich
für ein
n über-
Guern
Schrant
einmal,
daß Ihr
verd ich
ungern.“
in Wort
dicken
ich: „Du
du und
h heim-
wer sie
reitert,
eilte er
utaugen
gehörig
n Jahre.

Dann spricht sie beim Schreiner-Vold vor, bestellt Sarg und Kreuz, beide braun lackiert, und legt die nötigen Gelder auf den Tisch.

„Stecht's nur wieder ein“, erwidert der Schreiner, „die Seppa bekommt Sarg und Kreuz kostenlos von mir.“

Die Wäscherin will Einwendungen machen. Müht nichts. Langsam und lieb schiebt er sie zur Werkstätte hinaus.

Ueber die Brücke hinüber, ins Oberdorf geht sie dann zum Totengräber, zum dürren Lukas. Ahtzehn Mark händigt sie ihm ein, die Tage für das Grab zu schaufeln. Freudig grinend nickt der alte Griesgram; war er doch schon der Meinung, er müsse um den halben Preis ein Armengrab herstellen. Froh und heiter geht er an sein Werk.

Auch der Schreiner-Vold rührt die geschickten Hände. Einen Sarg muß die Verstorbene haben, wie er nur bei den Vornehmen üblich ist, einen braunen Sarg mit Metallbeschlagen und sogar mit Handgriffen.

Hubert und seine Schwestern steigen in den Bergwald hinauf und pflücken eine Menge Heidekraut. Einen herrlichen Kranz flechten sie, der den Sarg seiner ganzen Länge nach umschließt.

Die Leichenträger bekommen Urlaub. Daß Seppa einst den verwundeten Schreinersbuben auf ihren Armen fortgeschleppt, ist ihr nicht vergessen. Hubert und seine Gefährten bringen sie zur letzten Ruhe. An Griffen tragen sie den Sarg, und so oft sie müde sind, werden sie von sechs anderen abgelöst.

Die Heze von Buben fortbefördert! Etwas Niedergewesenes! Etwas Ungehenerliches! Ganz Kirchstetten ist auf den Beinen. Jung und Alt strömt herbei, zu gaffen und zu staunen. Seht nur, seht! Kein gelbgestrichenes Kreuz wird dem Zug vorangetragen, nein, ein kunstvoll geschmücktes, mit einem Gekranz geziert.

Eine endlose Kinderchar schreitet vor dem Sarge her. Alles was kriecheln und krabbeln kann, geht mit.

Nur einer fehlt, der Zainenmacher-Toni. „D ihr Rindviecher, ihr Dappschädel!“ ruft er den Buben im Holderwinkel zu, als er sie im Sonntagsgewand zum Leichenzug forteilen sieht, einer Her geht man doch nicht zur Leich!“

Doch beweist er auch heute wieder seine oft bekundete Schnelligkeit. Indes der Pfarrer vor der Hütte am Hirtenweg die Einsegnung vornimmt, fußelt er einem Wiesel zu Bett den Weg hin, der sich durch die Runzmatten schlängelt.

Als der Zug betend an der Friedenslinde vorüberschritt, saß Toni schon längst oben im Wipfel des Baumes und sah sich in aller Gemütsruhe das große Ereignis an. Seine Augen folgten der Veterschar, wie sie über die Runzbrücke wallte, ins Oberdorf einbog und schließlich auf dem stillen Friedhofs anlangte.

Lustig fing er zu pfeifen an: „Eins, zwei, drei — vier, fünf, sechs!“

Weiter kam er aber nicht. Inmitten der Melodie brach er plötzlich ab und spitzte seine Ohren. „Alle Wetter! Die Buben und Maidli stimmen ein Lied an. Ha, ist's möglich! Das schöne sogar, das sie bei des alten Bürgermeisters Beerdigung gesungen haben: »Herr, gib Frieden dieser Seele!« Da möchte man ja aus der Haut fahren, die verfluchte Nothex so auszuzeichnen! Dahinter steckt natürlich kein anderer als der Schreiner-Hubertle! Der hat's eingefädelt! Der hat den Lehrer solange geplagt und gefolttert, bis er ja geknappt hat. Nein, so ein Schweißwedler und Speichellecker!

„Horch! Da singt ja einer Krötenfalsch! Das ist natürlich der Löwenwirtle wieder! Höher, höher, dickohriger Hammel! Schad, daß man ihm nit geschwind einen Boyer geben kann!“

Einige Raben flattern von der Hirschhalde herüber. Gräßlich krächzen die Kerle. „So recht, ihr Schwarzröcke! Unterstützt ihn nur recht, den Viktor, daß die Gesehicht' ins Um-purzeln kommt!“

Doch sein Wunsch erfüllt sich nicht. Süß und sanft, ohne Löwenwirtle und ohne Entgleisung geht der Sang zu Ende.

Jetzt betet der Pfarrer. Paßt Toni nicht, ist ihm zu langweilig.

„B' Lautebach han i mei Strumpf verloren“, fängt er zu singen an. Weit kommt er nicht damit. Das Gebet vieler Stimmen dringt an sein Ohr. Das Vaterunser hallt herüber.

Und jetzt, sieh! Weit reißt er die Augen auf. Weihwasser sprengt der Geistliche, und das Rauchfaß schwingt er über das Grab hin.

Nun ergreift er die Schaufel. Bum, bum, bum! Dreimal hört man die Erdschollen auf dem Sarg aufspoltern.

Schau nur! Jetzt treten die Leute nacheinander an den Grabesrand, und jedes wirft drei Schaufeln Erde hinunter.

„Das ist ja zum Zerplagen“, lacht Toni, „die haben ja alle den Drehwurm im Hirn! Der Her, der gottverdammten Wetterhex solche Ehre anzutun!“

Nun ist's zu Ende. In Scharen strömen die Buben zur Gottesackerpforte heraus! Ein Rudel kürzt den Weg ab. Den Runzdammer herunter rufen sie. Schon kommen sie über die Brücke gestolpert.

„Fuchhu!“ ruft er ihnen von seiner hohen Warte aus zu. Und als sie staunend steh'n und mit weitgeöffneten Schnäbeln zu ihm emporstarren, ruft er: „D ihr Rindviecher, ihr Dappschädel!“

* * *

Ueber ein Monat ist verfloßen, seit sie die Strickerin beerdigt haben. Manchesmal hat der dürre Lukas in dieser Zeit geknurrert und ge-

murt: „'s ist nix los! 's G'schäft lauft nit!“
Zetzt aber hellt sich sein Gesicht auf und strahlt wie die Sonne am Himmelfahrtstag. Horch! Es läutet das „Scheidezeichen“. „Endlich“, krächzt er und reibt vergnügt die Hände, „endlich blüht der Weizen wieder.“

Als er aber erfährt, wem sie geläutet, blizt ihm die helle Freude aus den Auglein, und allerlei wenig christliche Worte entsteigen seinem breiten, zahluckigen Munde. Kein Wunder, der Becken-Flori hat dran glauben müssen, der Herr Gemeinderat, der ihm so viel in seinen Kram hineingeredet und so manche Nase (Küge) verschafft hat.

„So, Becken-Flori, haben wir dich! Zetzt wollen wir sehen, wer der Stärkere ist, der Nasgeber oder der Maßgeber! Hast immer geschnauzt: Zwei Meter tief muß ein Grab geschanfelt sein! Nein, Herr Gemeinderat u. Bäckermeister! Sechs Schuh tief und keinen Zoll mehr. So war's die siebenunddreißig Jahr her, seit ich Totengräber bin, und so bleibt's. Sechs Schuh tief, das sind haarscharf ein Meter achtzig.“

„Und du, weil du mich so geschuhriegelt und gefuchst hast, du bekommst nit einmal ein Meterachtzig. Du mußt mit ein Meter siebzig zufrieden sein.“

Mit Wonne geht er ans Werk. Dicht neben dem Grab der Strickerin hackt er in den schneebedeckten Grund. „Heiliger Bierkrug! Das hält herb.“ Tief hinein ist der Boden gefroren! So, Flori, fuchstest mich sogar noch im Tod! Doch ich grab dir's gern, Flori. Weißt noch, wie manchesmal gefauchst hast: „Lukas, ich bring Euch ins Loch! Oha, Wägele, Flori! Mir war's damit! Siehst, ich bring dich ins Loch!“ Hihhi, lacht er und schafft wie toll drauf los. Hochauf fliegen die Schollen. Tiefer und tiefer wird Floris Grube.

Zetzt halt! Er greift in den Sack der blauen Drillichhose und holt den Zollstab heraus. Er mißt. „Himmelhöllenheiden! Ich hab des Guten

zuviel getan! 's ist schon sechs Schuh tief! Der Henker fahr drein! Daß mir so ein Pech widerfahren muß bei meinem Alter und bei meinem Scharfblick! Nichts als raus aus dem Rachen!“

Wütend rafft er Pickel und Schaufel zusammen und steigt die Leiter hinauf.

Ja, ist's denn möglich? Vom Kirchturm her hallt die Glocke. Schon Mittag! Eilig hastet er den Weg hin, der zur Gottesackerkapelle führt. Rasch ergreift er das Glockenseil, und

him him, him him, sendet auch das Glöcklein seine Silberstimme über die Gräber hin. In drei Absätzen läutet der Alte, ganz nach Brauch und Vorschrift.

Run aber heim zum Essen. Er verspürt einen schrecklichen Hunger. In tollem Eifer stürmt er dahin.

Doch, was ist das? Er bleibt stehen und reißt weit die Heidelbeeräuglein auf.

Dort, auf dem Grab der Strickerin regt sich etwas. Lukas preßt den Mund zusammen und schaut schärfer.

Ein Besen ist mit seinem langen Stiel hinten ans Kreuz gebunden und streckt die Reisigstörzen hoch in die Luft. Und ein Bub steht auf dem Grabe. Rückichtslos tritt er auf dem Kranze herum, mit dem die dicke Kumi-

gund die Ruhestätte auf Allerseelen geschmückt hat.

Heiliger Bierkrug! Ist das nit der Toni, das freche Früchtlein? Natürlich ist er's! Einen blauen Farbhasen hat er in der Linken und einen Pinsel in der Rechten. Wo er das Zeug nur wieder gerapft haben mag? Er malt etwas auf den Blechschild, der die Mitte des Kreuzes ziert. Er ist ganz in seine Arbeit versunken; er hört den leise heranschleichenden Lukas nicht. Zetzt kann er lesen, der Alte, was auf dem Schilde steht:

Hier ruht in Gott
Joseph a Bleier,
eine Hex.



Heiliger Bierkrug! Ist das nit der Toni, das freche Früchtlein?

is, zwei,
der Me-
te Ohren.
stimmen
chöne so-
ers Beer-
en dieser
fahren,
Dahinter
dreiner=
hat den
is er ja
bler und
ch! Das
höher,
ap man
ann!“
schhalde
e. „So
hn nur
ns Um-
Süß und
gleisung
nicht, ist
florene“,
er nicht
ingt an
er.
gen auf.
Rauch=
hum,
len auf
nachein-
eft drei
ni, „die
! Der
je Chre
nen die
Mudel
erunter
Brücke
hohen
n und
empor=
Dapp=
sie die
at der
id ge-

Den Schluß hat natürlich der Gutedel beigefügt.

Auf der Stirne des Totengräbers schwillt die Zornesader an. Eine Ohrfeige versetzt er dem Frevler, daß er das Feuer im Elsaß flammen sieht und Fardhafen samt Pinsel urplötzlich zu Boden fallen läßt.

Doch die Besinnung verliert der Ueberraschte nicht. Rasch dreht er sich nach dem Angreifer um und starrt ihn wutentbrannt an.

Im nächsten Augenblick hat der kräftige Bub auch schon den schlaffen Hals seines Widersachers umflammert. Dem geht der Atem aus und längelang stürzt er über das Grab hin.

Der Fall war des Alten Rettung. Die furchtbare Hand, die ihn umfaßt hielt, ist bei dem Sturze gewichen. Lukas schöpft Atem und ringt mit dem Buben. Angriff und Abwehr wechseln in heißem Kampfe. Sie wälzen sich hin und her, so daß das Grab der Strickerin fast eingeebnet wird. Ja, der Toni hat Kräfte! Holla, Lukas! Nimm dich inacht! Die Sache wird höchst bedenklich!

Aber sieh, die Not macht den Kahlkopf erfinderisch. Er wehrt sich mit den Füßen. Einen Tritt versetzt er seinem Gegner, einen Tritt so schwer und wuchtig, daß dieser laut aufschreit und von Schmerzen überwältigt zusammensinkt. Lukas fühlt sich plötzlich frei vom Druck der Feindeshände. Einen mächtigen Stoß versetzt er dem Buben, und — bums — verschwindet dieser von der Kampfesstatt. Sechs Schuh tief faßt er hinab; das Grab des Rasgebenden hat ihn verschlungen.

Der Zufall ist dem Totengräber zu Hilfe gekommen. Wie erlöst atmet er auf. Um ein Haar wär's um ihn geschehen gewesen. Heiliger Bierkrug! hat dieser Bub Kräfte. Da kann's einem unheimlich zumut werden.

Jetzt tritt Lukas an den Rand des Grabes und sendet einen Blick hinunter. Der Strick hat Glück! Aufrecht, mit ungebrochenen Gliedern steht er in seinem Kerker und lugt freiheldurftig empor.

„Na“, höhnt der Dürre, „haben wir den Fuchs in der Falle?“

„Halt's Maul, wüster Dreckfink“, belfert der unten, „sonst dreh ich dir den Kragen um.“

„Dreh, wenn kannst“, lüchelt der Kahlkopf. „Vorerst hast eine halbe Stunde Käfig für die Hex und eine halbe Stunde für den Dreckfinken. Laß dir die Zeit nicht lang werden, Hofmaler.“

Fort geht der Alte, greift in die Hosentasche und schließt die eiserne Friedhofsstürze fürsorglich zu.

„Kommst heut lang nit“, sagt die Walburg, seine Ehehälfte. Er gibt ihr kaum Antwort. Mit Heißhunger fällt er über das Essen her.

Doch in Gemütsruhe kann er heute nicht löffeln. Noch ehe er mit der Erdäpfelsuppe

fertig ist, kommt schon die Cilli, eine Nachbarin, gesprungen: „Lukas, es ruft in einemfort: Hilfe! Hilfe! 's muß jemand im Gottesacker eingesperrt sein.“

„Ein böser Bub“, brummt der Totengräber und macht sich über Sauerkraut und Speck her, die ihm sein Weib eben vorsetzt.

Horch! Trab, trab!

Mit schweren Stiefeln kommt einer herein-gepölkert, Hansjörg, der Zimmermann.

„Lukas! Ihr habt dicke Ohren. 's muß ein Unglück geschehen sein. Hilfe! Hilfe! schreit eins auf dem Kirchhof.“

„Ein Galgenstrick, weiter nichts!“ winkt der Alte ab, „kommt, Hansjörg, trinkt ein Glas Most mit.“

Der Zimmermann setzt sich und tut Lukas Bescheid.

Jetzt stürmt gleich ein ganzes Rudel Weibslente in die Stube. Der Lukas soll gleich auf den Gottesacker eilen. Etwas Furchtbares müsse dort geschehen sein. Es tobe einer, nicht zu beschreiben.

„Weiß schon“, nickt der Alte, „mir tobt er lange gut.“

Sie bitten und betteln, sie drängen und drohen, sie jauchen und fluchen. Alles umsonst. Der Lukas schneidet den größten Brotkrumen vom Laib und ißt drauf los wie ein Drescher.

Und als sie nicht ablassen mit Plagen, als sie gar mit Anzeigen und Verklagen drohen, brüllt er: „Himmelhöllenheiden! Laßt mich in Ruh!“

Nicht vom Fleck weicht er. Kühl und kalt bleibt er wie ein Eiszapfen.

Jetzt langt er sogar noch die Pfeife vom Nagel, stopft sie mit „Blauem Löwen“ und bläst Dampfvolken vor sich hin, daß der Hansjörg Hustenanfälle bekommt und so rasch als möglich die Flucht ergreift. Doch er hat Mühe, sich durch die Menge zu schlagen. Das halbe Oberdorf steht vor dem Totengräberhäuslein.

Kümmert den Dürren nicht. Von Zeit zu Zeit schaut er auf die buntbemalte Schwarzwälderuhr hin. Endlich holt sie aus und schlägt ein Uhr. Jetzt erhebt sich der Eiszapfen und zieht seine schwarze Zipfelmütze über den Kahlkopf. Dann nimmt er den großen Schlüssel aus der Tasche und schreitet stolz wie ein Fürst, umwogt von zahlreichem Gefolge, der Friedhofsporte zu.

„Hilfe! Hilfe!“ hört man greulich und abscheulich kreischen. „Halt den Schnabel, wüster Krabb!“ donnert der Totengräber. Er öffnet das Tor, und mit Blitzesschnelligkeit rennen die Weibslente zu der Stelle hin, der die Hilferufe entsteigen, zum frischgeschaukelten Grabe, in dem sie den Zainenmacher-Toni erblickten.

„Da, seht euch Kreuzerhöhung an, ihr barmherzigen Seelen“, höhnt Lukas, „und da leßt, was der Teufelsbub sonst noch gebosget hat.“

Alle drängen sich nach dem verschändeten Kreuze hin und starren und staunen. Ein schreckliches Durcheinander von Stimmen hebt an. Eines will das andere durch Entrüstungsrufe übertönen. Doch der Totengräber macht dem Geschnatter ein Ende. Farbhasen und Pinsel hebt er von der Erde auf und malt, zwar in roher Form, aber deutlich lesbar, drei Striche hin, einen langen, senkrechten und zwei kleine schräge, von denen der eine aufwärts, der andere abwärts läuft. Alle lesen:

Hier ruht in Gott
Joseph a Bleier,
keine Hex.

„Sodele“, brummt der Alte, „das wäre in der Reihe. Jetzt zu Punkt zwei: Zainemacherle, wenn herauswillst aus dem Käfig, mußt schwören, daß für immer und ewig den Schild der Josepha Bleier und den Hals des Totengräbers Lukas Lehmann nicht mehr anrührest. Willst?“

Ein mürrisches „Ja!“ tönt aus der Tiefe. „So heb die Hand hoch und sprich mir nach: Ich schwöre, daß ich für immer und ewig den Schild der Josepha Bleier und den Hals des Totengräbers Lukas Lehmann nicht mehr anrühren will, so wahr mir Gott helfe.“

Wort für Wort sprach der Gefangene nach, und keine der Frauen wagte dabei eine Silbe zu flüstern.

Hierauf stieß der dürre Lukas die Leiter ins Grab. Schneller als ein Eichhörnchen huschte der Strolch aus seinem Käfig und raste zu der Friedhofspforte hinaus.

„D ihr Rindviecher!“ brüllte er, „o ihr Dappschädel!“

Den Schwur hat er übrigens gehalten, doch nicht aus Willensstärke und auch nicht aus Angst, nein, aus einem ganz anderen Grunde.

Wenige Wochen nach Tonis Schwur wanderte nämlich der Vaters des Frücktleins mit seiner ganzen Sippe nach Amerika aus, und so verschwand der falkenäugige Zainemacherssprößling aus dem stillen Kirchstetten. Er kam in ein Gelände, wo er viel Freiheit und viel Gelegenheit zu kühnen Unternehmungen fand.

Des Sonnenwirts Sohn von Kappel, der dicke Pius, der auch drüben über dem großen Wasser haust, war vorigen Sommer einige Wochen zu Besuch in der alten Heimat. Der erzählte, er habe den Zainemacher-Toni gut gekannt. Er habe schreckliche Teufelsstreiche in den Staaten ausgeübt und sei zuletzt gelyncht worden. Am stärksten ist einer alten Pechtanne habe er sein tatenreiches Leben beschloffen.

Der Schild mit der verbesserten Hexeninschrift ist heute noch auf dem Grabe zu sehen. Das geschnitzte Kreuz, das der Schreiner-Bold einst gestiftet, ist zwar längst vermorscht. Doch Hubert, sein Sohn und Nachfolger, unter dessen Leitung das Geschäft zu hoher Blüte gediehen ist, Hubert, der Herr Möbelfabrikant, hat ein ebenso würdiges erstellt.

Wenn ihr nach Kirchstetten kommt, schaut es euch an. Nicht weit von der Kirchhofspforte werdet ihr es finden. Hinter dem Grab des Becken-Flori erhebt sich eine Trauerweide, ein etwas eigenartiges Gewächs. Der knorrige Stamm hat sich seitwärts gekrümmt und senkt die meisten seiner Zweige über das Hexengrab.

Von Jerichorosen und allerhand Weihnachtsfeuerwerk. . .

Eine Alt-Münchner Weihnachts-Grimmerung erzählt von Rose Biera.

Man erzählt sich, daß am Vorweihnachts-tag Anno 1868 gegen Abend der Maler Moriz von Schwind, der poetisch-musikalische Romantiker des Lebens und der Liebe, mit seinem Freund Karl Spitzweg, dem Münchner Malerphilosophen, unbehaglich in der holzvertäfelten, wohligh durchwärmten „Klause“ seines Landhauses in Niederpröcking am Starnbergersee pfeifeischmauchend bei einer festtäglichen Flasche Wein saß.

So recht „landpomeranzig“ hockten sie beisammen, wie Schwind zu sagen pflegte, so recht wie zwei alte Klosterbrüder, die sich bei einem herzhaften Trunk vielleicht ein Weniges von ihren Rosenbeeten erzählen und von den stark duftenden gesprenkelten Würznelken im Abteigärtlein.

Und doch schien heute irgendetwas unwillkommenes. Etwas Meister Schwinds behäbige Gemütsruhe

aufgestört zu haben; er brummte und sumimte lange nicht so vergnüglich vor sich hin, wie sonst in solchen Abenddämmerstündchen. Was brauchte dieser Kerl sogar am Heiligen Abend im Haus herumzulungern, dieser lange Kandidatus der Philologie, der Lehrersohn aus Niederpröcking, der seiner Annis nachstellte und sich gar einbildete, sie dürften zum Christfest den Verspruch feiern! Larifari — auf die Schulmeister hatte er überhaupt von jeher „einen Schleim!“

„Geh, grauz net so“, meinte Meister Spitzweg gemüthlich und machte sich dabei an dem Kripplein unter dem Tannenbaum im Zimmereck zu schaffen. Was er da ins Moos steckte, dieser graugrüne unansehnliche Blütenstengel, das war etwas Nares, eine echte Weihnachts-Jerichorose. . .

„Na, na“, knurrte Meister Schwind, noch immer ein wenig grantig, „wenn die heut nacht auf-

blüht, dies verhußelte steife Ding, dann mag meinerwegen der lange Kandidatus morgen gleich das Aufgebot bestellen!"

Meister Spitzweg machte sich's wieder auf dem lederbezogenen Ohrenjessel neben dem Kachelofen bequem. Also, die Jerichoroßen, die hatten es auf sich. Einmal, in seiner Bubenzeit, da hatte er wahrhaftig eine blühen sehen — wunderbar — rotgelb geflammt!

Wie das zuging? Meister Spitzweg rückte sich behaglich zurecht; wenn er so ins Erzählen kam. . . Also: Zwölfjährig war er damals gewesen, ein Ausbund von einem Münchner Bua, so einer, dem kein Baum zu hoch ist und dem sich beim Klettern sein Schutzengel gar nicht immer so weit nachtraut, als er sich getraut. Da hatte er in der „Au“ draußen seine Gödelant' gehabt, die ihn oft zum Sonntagspaziergang mitnahm — in den Metgarten zum Lebzelter Thumberger etwa oder auch wohl in das Leichenhaus, um die schön herausgeputzten Leichen anzuschauen. . . Na, und da war dann immer das Töchterlein dabei gewesen, so vierzehnjährig, sauber rund herum mit seinem schmucken Kieselhäubchen,



Behutsam, fast unmerklich, hatte die Wunderrose ihr feines Geäst entfaltet.

dem mit Silberkettchen zugeschnürten Nieder und seinem überaus zarten Fell, weiß und rot wie ein Pfirsich. Das hatte ihm halt gar zu gut gefallen, und er hatte in seinem runden Bubenkopf immer arüber nachgedacht, wie er der heimlich Angeeteten einmal so recht imponieren könnte.

Und als nun Weihnachten herankam und er mal wieder auf dem Kripperlmarkt herum-schlenderte, die rotgefrorenen Fäuste in die Hosentaschen geböhrt, in der ein blanker Gulden von der guten Gödelant' klapperte, war ihm ein Händler ganz besonders aufgefallen, ein langer brauner Kerl in fremdartiger Tracht, einen roten Fes auf dem Kopf, der herrliche Dinge feilbot: Muschelzeug und Messer mit seltsam geschwungenen Hefsten, ellenlange Pfeifen, Perlmutterkreuze und . . . Jerichoroßen! Jerichoroßen aus dem gelobten Land, aus Palästina, wo der Heiland geboren wurde! Heilige Rosen, Wunderrosen, die vor Blißschlag und Feuer schützen und nur in der Christnacht mit dem Zwölfergeläut aufblühen und Glück bringen.

Andächtig, mit offenem Mund, hatte der Spitzweg-Karl dem Wanderswelsch des fremden Händlers gelauscht. Also, solch eine Rose mußte er einfach haben! Und wenn sie einen ganzen Gulden kostete! Wenn er die heimbrächte! Und ihr schenkte! Aus der Nähe besehen war das teuer eingehandelte exotische Wundergebilde ihm eigentlich ein bißchen unansehnlich vorgekommen, wie ein Hänpslein dürrer Gras an einem Stengel, steif wie Holz; nur wenn man ganz genau zuschaute, entdeckte man die Feinheit des Geästes, das wie eine zusammengeballte Faust nach innen gekehrt war.

Am Weihnachtsabend war dann die ganze Familie wie alljährlich nach der „Au“ zur Gödelant' gepilgert, um gegen Mitternacht mit der Verwandtschaft zusammen zur Christmette in die nahe Kirche zu gehen. Und darauf baute sich des Spitzweg-Karl kühner Plan; er wußte es einzurichten, wegen einer vorgeschützten bösen Erkältung allein im Tantenhäuschen zu bleiben. Die Rose sollte in ungeahnter Wunderpracht blühen, bis das hübsche Mädchen aus der Mette heimkam!

Schnell kroch er in der stockdunklen Kammer unter den rot-weißgewürfelten Federbetten hervor, die die gute Gödelant' vorsorglich über ihm aufgetürmt hatte, zündete ein zu diesem Zweck heimlich erworbenes Wachslicht an, stellte es neben sein schöngeblühtes Häflein mit der Jerichoroße auf die Ofenbank und . . . wartete.

Es schauerte ihn doch ein bißchen — so ganz allein in dem fremden Häuschen und in Erwartung so sonderbarer Dinge. Rings tiefe Stille der Winternacht. . . Das Getäfel der Holzstube krachte; irgendwo nagte eine Maus, da — ganz nahe. Alles war so geheimnisvoll — so

gruselig. Er kauerte auf der Ofenbank, das Gesicht auf beide Fäuste gestützt, und starrte unverwandt den rätselhaften Schatz an. Er starrte und starrte. . . Zuerst leise, dann stärker vernehmbar hub plötzlich nahes und fernes Geläute an — das Zwölfergeläut zur Christmette.

Er starrte. . . Manchmal war es ihm, als bewege sich eines der Nestchen der Wunderrose. Sein Herz klopfte, er wartete und wartete und riß die müde werdenden Augen groß auf. Es sumnte ihm in den Ohren vor lauter Stille und Müdesein. Und vor seinen Augen begann es zu flimmern. . . Dann waren ihm wohl die Lider herabgefallen. . .

Mit einemmal fuhr er empor und griff mit beiden Händen selig in die Luft nach dem hellen, purpurglühenden Schein vor ihm. Ein blendender wunderbarer Glanz, ein Prasseln. . .

Aber es war kein liebliches Wunder gewesen, das er, jäh erwachend, sah, sondern Feuer, schreckliches Feuer — leckend, knatternd und zischend — der ganze Stubenboden voll. Er mußte im Schlaf Wachskerze und Jerichorose von der Ofenbank heruntergestoßen haben. . .

Na, es war dann noch gut gegangen. Nachharn kamen auf sein Geschrei herbeigestürzt, schließlich auch die heimkehrenden Eltern und Anverwandten — alle halfen, und das Häuschen konnte zum größten Teil gerettet werden.

Aber es war doch eine böse Christnacht, und die festtägliche Tracht Prügel, die er von seinem Vater im Beisein seiner Angebeteten über sich ergehen lassen mußte, an der hatte er noch lange zu wirgen. . .

Ja, und nun hatte er wieder mal eine Jerichorose aufgetrieben, eine echte! — Na, man würde ja sehen. . .

„Aber das Häuserl anzünden und halb niederbrennen, das gilt diesmal nicht!“ warf Meister Schwind ein. Das liebte er, wenn Freund Spitzweg ins Pflauschen kam.

Ueber dem Erzählen hatte sich mählich die ganze Familie im Weihnachtszimmer versammelt. Sachte schmuggelte das Amnisl seinen langen Verehrer mit hinein, als sie den Vater so angenehm unterhalten und abgelenkt fand.

Eng und traulich saßen dann alle in Schwinds geliebter „Klaufe“ beisammen. Die Zinnteller und -krüge an den Wänden blinkten im Schein der Christbaumkerzen. Eigenhändig brachte die ernste, noch immer schöne Hausfrau den Christstollen und die verlockend duftende, dampfende Punschterinne aus der Küche herein, ging freundlich ab und zu und sorgte für alle.

Ein Wachsstöckchen ums andere verlöschte knisternd am Christbaum. Selig weihnachtlich war allen zumute in der Winterruhe des einsamen Häuschens, die so recht dazu angetan, sehnsuchtsstark zu machen.

Tiefes Stillesein. . . Moritz von Schwind, hingeworfen von der Stimmung der Christnacht, hatte den Arm um seine Aelteste, seine Amnisl, geschlungen, die neben seinem Lehnstuhl stand und mit der freien Hand die Hand des Liebsten hielt.

Gerade schlug die alte Wanduhr Zwölf. . . Waren vielleicht von einem rosenroten Lichtlein ein paar Wachstropfen in die Jerichorose getropft? Oder war's die Wärme im Zimmer? Behutsam, fast unmerklich, hatte die Wunderrose ihr feines Geäst entfaltet, purpurn überhaucht von den letzten noch brennenden Wachskerzen des Christbaumes.

Niemand achtete recht auf Meister Spitzweg, der sich an der Krippe zu schaffen machte. Und. . . hellauf leuchtete plötzlich die heilige Rose, Sternensblütengesunkel — blau — rot — grün und golden — prasselte auf und verschwebte über dem Christkindlein und dem ganz geblendeten Dechlein und Gelein im Stall; zuletzt ein schimmernder Stern von vielfarbigen Fünkchen. . .

Wie ein Wunder war's, und Amnisl war im ersten Schreck lieber gleich ihrem langen Kandidaten schuchsuchend um den Hals geflogen.

Papa Schwind aber drohte Meister Spitzweg schmunzelnd mit dem Finger und sagte: „Na, du alter Hexenmeister und bengalischer Feuerwerker!“

„Ich glaube“, fügte er dann leise hinzu und klopfte seiner Tochter Amnisl die heißen roten Backen, „uns allen ist die Christrose, die heilige Wunderrose, in dieser Nacht auch ohne Zauberkünste im Herzen aufgeblüht!“

Amalie und ihr Vater

Von Oskar Wöhrle.

Schon in der Bibel, dem Buch der Bücher, steht geschrieben, des Menschen Alleinsein sei nicht gut. Dieses Geßäcklein kannte Fräulein Amalie, und aus diesem Grunde hegte sie den Gedanken, sich ein lebendes Wesen zuzulegen, um aus ihrer jüngerlichen Vereinsamung herauszukommen. Denn allmählich hatte sie doch das

Hochgebirge der Vierzig überschritten und atmete in einer Lust, in der es sie seelisch fror. Daher die Sehnsucht nach einer Gefährtin. Lange schwankte sie, ob Hund oder Katze, Kanarienvogel, Stieglitz oder Papagei. Nach langem Hangen und Wanken, vielem Hin und Her, entschied sie sich schließlich für eine Katze, zumal diese nichts kostete.

So hielt das junge Milchschützchen seinen feierlich begrüßten Einzug. Daß es sich einige Wochen später als Kater entpuppte, tat der Besitzerfreude Amaliens nur kurzen Abbruch, trotzdem durch diesen Umstand ihr fürchterlicher Schwur, es nie mit einem Wesen männlichen

in seiner Ecke im Korb und bemühte sich, so anzusehen, als ob er noch nie in seinem Leben ein Wässerchen getrübt hätte. Ja, er war ein sehr schlauer und ließ das Fräulein Amalie überhaupt nie zum Schimpfen kommen. Sobald sie anfangen wollte, ihre Entrüstung auszupacken,



„Ja, Ihr Kater, Jungfer Amalie, der war schön rund und fett. Der wird schon in irgend einem Magen gelandet sein.“

Geschlechts zu tun zu haben wollen, vom Weltgeschick auf eine artige Weise zunichte gemacht wurde.

Die Gilde der jungen Kater ist von alters her berücksichtigt. Und dies mit Recht. Es sind alle Unbände und Tüchtigkeitsgute. Kaum hat man sie mit einem Bückling aus dem Urwald gelockt, so kennt ihr Tätigkeitsdrang keine Grenzen. So war's auch mit dem Liebling Fräulein Amaliens. Nicht nur, daß er die schönen gesteihten Vorhänge im Wohnzimmer zerknüllte und zerkrachte, indem er sich schaukelnd daran hing oder gar an ihnen emporkletterte, nein, er stellte noch ganz andere Sachen an, Taten, die sozusagen ins Kriminelle hinüberstreiften: er stahl, wo er konnte, raubte heimtücklich vom Küchenschrank die schönen Sonntagskoteletts, oder er warf die Eier aus der Schüssel heraus auf den Boden, so daß sie zerbrachen. So war er in der Lage, sie hübsch bequem anzuschlecken; denn nichts ist einem Katermaul lieber als ein hübscher gelber Dotter! Doch alle die Schändlichkeiten verübte er nur, wenn Fräulein Amalie außer dem Hause war und er sich allein und unbeobachtet wußte. Kam seine Gebieterin heim, so lag er schlafend

nicht mehr heim. Da half alles Zureden nicht, keine Ermahnung zu einem moralischen und geordneten Lebenswandel. Ja, sogar eine nur mit schwerem Herzen gegebene Tracht Prügel blieb wirkungslos. Zwar schien Puzer daraufhin reuig und gebessert in seinem Korbe zu liegen. Doch es schien nur so. Denn beim ersten Kagenschrei, der von draußen lockte, war der Kater auf und davon. Dieses Mal blieb er sogar zwei Tage und zwei Nächte aus. Fräulein Amalie war trostlos, so trostlos, als ob sie ihr eigenes Kind verloren hätte und nicht nur ein Kagenvieh. Sie mochte stundenlang am Fenster stehen und ihren ungetreuen Puzer mit hundert lieben Namen locken: die Nacht gab keine Antwort, ihr Puzer kam nicht, es war alles vergeblich. Schließlich wagte sich Fräulein Amalie in die Nachbarhäuser und fragte, ob denn niemand ihren Kater gesehen habe. Da kam sie schön an! Ganze Kübel voll Spottlauge wurden über sie ausgegossen. Der alte Bögele, dem der Schalk zwischen den Augsfalten herausguckte, der sagte: „Ja, ihr Kater, Jungfer Amalie, der war schön rund und fett. Der wird darum schon in irgend einem Magen gelandet

sein
ger
me
nid
1
nid
des
tat
vor
ein
ihr
ein
ihr
an
Ba
Ha
„A
He
sein
Ka
hin
un
Ja
ein
Pu
Ja
im
ein
eit
seh
an
wo
die
der
als
Oh
wü
In
sta
W
Bl
ga
Pu
dar
Ka
kei
Gi
un
vie
fre
er
los
wi
ge
de
St
tra
pr
gr

sein; die heutige Jungmannschaft ist gar zu gern Hasenpfeffer. Und auf einen Dachhasen mehr oder weniger kommt's doch bei Gott nicht an!"

Ueber diesen Schleierriß ist Fräulein Amalie nicht schlecht erschrocken. Die ganze Perspektive des mitleidlosen Lebens in seiner kraßesten Form tat sich auf: Puzer, ihr Puzer, in die Hände von Katzenfleischessern gefallen! Heimtückisch in ein Versteck gelockt und abgemurkst! Puzer, ihr Puzer, an einem Bratspieß oder gar in einer braunen Soße! Der Gedanke war von ihr noch garnicht ausgedacht, da schossen ihr auch schon die heißen Tränen die kümmerlichen Backen herunter, bis die Frau Bögele ihr die Hand auf die Schulter legte und ihr zusprach: „Aber Jungfer Amalie, hören Sie doch mit dem Heulen auf. 's wird schon nicht so schlimm sein. Sie wissen doch, daß mein Mann ein Raubbein ist, ein Iedigs!“ Auf diese Trostrede hin flossen die Jungferstränen endlich spärlicher und spärlicher und versiegten wie auf einen Zauber Schlag ganz, als aus der Gasse unten ein Junge gelaufen kam und berichtete, der Puzer säße auf einem Kirschbaum, einem hohen. Ja, um Himmelswillen, wo denn? Hä, oben im Gewann grüne Schleh'en, mitten drin in einem Weingarten. Besüßelten Schritten enteilte das Fräulein, um mit ihrem Vater Wiedersehen zu feiern. Aber es war nur ein Sehen auf Entfernung und schien es auch bleiben zu wollen; denn selbst die zärtlichsten Rosenamen, die Puzer bekam, vermochten es nicht, ihn von dem Baum herunterzulocken. Kaum daß er tat, als ob er seine Herrin kenne. Er legte nur die Ohren tückisch nach hinten, als fürchte er, es würde mit Steinen nach ihm geworfen werden. Im übrigen blieb er vollkommen unbewegt und starrete wie hypnotisiert in den Garten gegenüber. Wer gute Augen hatte, konnte sehen, daß Puzers Blick einem Katzenfräulein galt, die im Nebengarten ebenfalls auf einem Baum saß, und die Puzer genau mit derselben Geduld und Ausdauer fixierte wie Puzer sie. Dieses verliebte Katzenaugenduell wäre wohl bis in die Ewigkeit weiter gegangen, wenn Amalie nicht den Einfall gehabt hätte, eine Leiter holen zu lassen, um wenigstens auf diese Weise zu ihrem Katzenvieh zu kommen. Doch der Bursche stieg nicht freiwillig herunter. Mit allen vier Tagen krallte er sich in die Rinde fest und mußte buchstäblich losgerissen werden. Sicher war das die merkwürdigste Frucht, die je von einem Kirschbaume gepflückt wurde. Wenigstens sagte ein Tagelöhner, der stumpenrauchend zusah: „Was, Mamsell, Ihr gümnet scho im März?“

Im Triumph wurde der Ausreißer heimgetragen. Daheim bekam er aber eine Strafpredigt, die sich gewaschen hatte. Er sei der größte Lump und Ganner, den die Weltgeschichte

kenne, wurde ihm gesagt. Ein Landstreicher und Bagabund sei er, wie er im Buche stehe, ein vollkommen verwahrlostes, nichts auf sich haltendes Individuum, und was er sich eigentlich einbilde, jetzt schon hinter den Katzenmäde hinterher zu laufen, trotzdem er nicht einmal noch jährlich sei. Ob das nicht Zeit hätte bis zum nächsten Jahr? Aber man wisse schon, er sei eben ein Mannsbild, ein elendes, und die seien sich bekanntlich auf der ganzen Welt gleich, und es sei ewig schade, daß man nur die Säue galze und nicht auch die Männer, die hätten's noch viel eher verdient. Diese Jungferrede dauerte eine gute Stunde und wurde in den mannigfachsten Variationen abgewandelt. Aber Puzer, der Schlaue, der eine Neuaufgabe der schon früher mal bezogenen Prügel witterte, kam nicht eher hervor, bis der bewußte Büchling im Pergamentpapier raschelte. Erst dieses Geräusch war ihm hinlängliches Veröhnungszeichen.

Puzers nun einsehende Besserung war nicht von langer Dauer. Sobald er das Fenster offen sah, entwischte er wieder. In hohen Sätzen hüpfte er durchs Gras. Aber diese Freiheits-



Wenigstens sagte ein Tagelöhner, der stumpenrauchend zusah: „Was, Mamsell, Ihr gümnet scho im März?“

sprünge brachten ihm nur Unglück, indem er unversehens mit dem übelberüchtigten Hauptkater des Viertels zusammenstieß, der schon längst seinen Argwohn und sein giftiges Auge auf Puzer geworfen hatte und der danach lechzte, mit diesem Nebenbuhler abzurechnen und ihn

aus dem Felde zu schlagen. Der Zusammenprall erfolgte ohne vorausgegangenen Austausch leerer diplomatischer Formeln, wie sie unter manchen Stämmen üblich sind. Nein, keine Kriegserklärung, kein langes Hin und Her, der Alte, der wußte, was Strategie war, der vermöbelte den fassungslosen Puzer gleich so gründlich, daß der nach einigen schüchternen Versuchen, sich zu wehren, dieses aussichtslose Unternehmen aufgab, den Wadel einklemmte und weheschreiend entlief. Der Siegerkater, seinen Vorteil ausnützend, fauchte wie eine brennende Rakete hinter ihm her, und der verfolgte Puzer rannte in seiner Bedrängnis und Todesangst mit einem Satz durch das zersplitternde Schlafzimmerfenster Fräulein Amaliens. Hei, wie da die Scherben flogen! Hei, wie das geräuschvoll war! In ihrer ersten Schlaftrunkenheit vermeinte die Jungfer, unter die Räuber gekommen zu sein. Aufklärung über das Vorgefallene erhielt sie erst, als sie zum Fenster hinausschauend unten den großen schwarzen Kater aus dem Haldenweg seine Siegestänze tanzen sah. Er tanzte unermüdet und sang dabei all jene Siegeshymnen, wie sie schon seit Jahrtausenden unter siegreichen Katern gebräuchlich und herkommensgemäß sind.

Schließlich gelang es dem Fräulein, ihren Puzer, der sich verkrochen hatte, vermittels des Regenschirmgriffes unterm Bett hervorzuziehen. Aber wie sah ihr Liebling aus! Wie hatte ihn der herzlose Feind zerknüttert! Wie aus dem Kaffee gezogen sah er aus, ein Bild zum Weinen! Die ganze jünglinghafte Eleganz war dahin! Ein Ohr sah aus, wie zerschlenztes Leder, es war ganz zerbißten und zerseht. Ein Augendeckel hing geschwollen und gespalten herunter, und Blut tropfte die Fülle aus mancherlei Wunden an Kopf und an Hals. Nicht viel fehlte, so hätte die Jungfer in ihrer Besorgtheit noch in der Nacht den Doktor herausgeschellt. Am nächsten Morgen war's nicht mehr vonnöten; denn da kurierte sich der zerschundene Kater selber. Zunächst lag er einige Tage wie tot in seinem Korbe und kam nicht einmal zum Freßfen heraus, und wenn man zehnmal mit dem Büchling raschelte. Er tat nichts, als seine Wunden schlecken. Was auch prompt nützte; denn in dieser Medizin sind uns die Katzen weit über.

Nach der Genesung war Puzers unbekümmertes munteres Wesen merklich dahin. Er schlich sich so vorsichtig an den Hauswänden dahin, als sei er ein alter, narbentragender Indianer auf dem Kriegspfade. Die Pfoten setzte er so behutsam, als fürchte er, falls er Geräusch mache, würde hinter der nächsten Ecke sein furchtbarer Feind hervorsausen. Wenn er jemals wieder in die Felder oder in die Weingärten lief, so sicherte er sich zuvor eine einwandfreie Rückzugsstraße.

Dieses verschüchterte, beinahe hündische Benehmen kränkte Jungfer Amalien, die bisher sehr stolz darauf gewesen war, in ihrem Puzer den ansehnlichsten Kater der Gasse gehabt zu haben. Es mußte etwas geschehen, damit er wieder Murks und Zwersicht in die schreckgefüllten Knochen bekam. Da kam sie eines Tages auf den Einfall, „ihrem Liebs! ihrem Guts!“ etwas Sanatogen in die Morgenmilch zu tun. Das hatte ungeahnte Folgen. Kater Puzer wuchs und fireckte sich über das gewöhnliche Maß hinaus. Er bekam ein Fell wie Seide. Wenn das so weiter ging, so war er im besten Zug, ein Riesenkater zu werden. Schon nach einigen Wochen ging er sehr viel stolzer einher, als je zuvor und war keineswegs mehr auf hündischen Rückzug bedacht. Im Gegenteil, er suchte sogar Schleichwege auf, auf denen er seinem Widersacher zu begegnen hoffte. Wichtig, eines Abends kam die Sache zum Klappen. Es flogen keine Federn, wie bei Hahnenkämpfen, aber Haare flogen und Schmerzschreie. Der Kampf zweier verrückt gewordener Prinzipien. Die überlegene Kampfstrategie des alten Katers wurde zunichte gemacht durch die drausgeherische Wucht und gesammelte Kraft des Jungen. Die Zähne klackten, der Atem fauchte, die Taten klatschten und krallten sich ein in zuckendes Fleisch, die Augen schossen vesuhaftes Feuer. Es war schrecklich, diesen Holmgang anzusehen. Den paar Käzinnen, die aus respektvoller Entfernung zuguckten, sträubten sich aus Angst und Bewunderung die glatten Felle. In fünf Minuten war alles entschieden. Puzer blieb Sieger und behauptete mit seinem Geheul die Walfstätt, während sein Gegner schwanznachschieleisend entschwante. Von diesem denkwürdigen Abend an war Puzers Ruf in seinem Bereich gesichert und nicht mehr zu erschüttern. Wo Käzinnen unter sich waren, verkündeten sie den Ruhm und die Schlagkraft des jungen Helden. Im nächsten Frühjahr hatte er keine Rivalen mehr. Sobald nur sein Schatten in die Landschaft fiel, klemmten die fremden Kater ihre Wadel ein und machten sich auf die Pfoten.

Der Leidtragende von Puzers Vollkraft war aber Fräulein Amalie. Seit seinem Siege hielt er sich nämlich nur noch stundenweise im trauten Heim auf. Als richtiger Zigeuner und Striffler durchstrich er das Land. Ja, er blieb — was nicht verhehelt werden kann — wiederum Nächte lang von daheim fort; eine Tatsache, die gar nicht geeignet ist, ein besonders günstiges Licht auf seinen moralischen Lebenswandel zu werfen. Von einer wohlmeinenden Nachbarin bekam das Fräulein Amalie den Rat, jedesmal, wenn Puzer ausbleibe, eine Schere vors Fenster zu hängen. Das sei ein altes Hausmittel und hätte die Kraft, die magnetische, jede streifende Katze ins

Sa
an
au
gr

Zu
de
da
da
ge
be
Te
vi
al
de

hi
Zi
Zi
di
ne
G

pr
W
ist
id
so
in
ih
ge
m
F

ge
w
ol
q
w
31

bu
lu
se
er
u
h

if
ge
h

Haus zurückzubannen. Aber die Schere müsse aus schwedischem Eisen sein.

Die ersten paar Male klappte das Mittel auch tadelfrei. Nachher aber scheint der Zauber gründlich verflogen zu sein. Wenigstens kann

man am Hause Fräulein Amaliens vorbeigehen, wann man will, ewig hängt die Schere draußen.

Somit ist sie Putzers sichtbares Leumundszengnis geworden.

Ein sonderbarer Traum und seine Folgen.

Von Franz Boas-Wiesbaden.

Ein Städtle gibt's, nicht gerade weit vom großen See, das ist euch gar wunderlich gebaut: hoch oben auf einer schmalen Zunge zieht es sich sachte hin, wenigstens was den alten Teil angeht, zumal den uralten; denn das Schloß, das hier steht, ist — sozusagen — das Ei, aus dem das Städtle selbst erst herausgekrochen ist. Weiter unterhalb, immer am Fuße besagter Bergzunge entlang, streckt sich der neuere Teil dahin. Haus hoch — ach, was sage ich! — viele Häuser hoch steht auf solche Weise das alte Städtle samt der Burg über den Dächern des andern.

Das Schloß nun gar ragt über alledem hoch hinaus, himmelhoch; während dort, wo es seinen Fuß so eigentlich hat — etwa wo man sich die Behen denken mag —, allerhand Häusle stehen, die es mit dem stolzen Schloß gar nicht aufnehmen können. Sie gucken hinauf zu seinen Giebeln und Zinnen wie zum Himmel selber.

Eines ist aber doch darunter, das sich — allerprozigern Schloßherrlichkeit zum Trotz — unter Brüdern schon sehen lassen darf: ein Wirtshaus ist es, sicherlich eines, das, gleich dem Schlosse, schon etliche Jahrhunderte auf dem Buckel hat, so fest und breit ist es dahingesezt; noch ganz in den alten Formen, womit dazumal die Leute ihre Häuser bauten: Das Keller- und das Erdgeschloß aus starken Sandsteinquadern gefügt, mit wunderlich verschnörkelten Fensterstürzen, die Fenster selbst derb mit Eisenstangen vergittert.

Es mag sein, daß es einstmals zum Schlosse gehört hat. Ganz so schaut es aus. Am Ende war es das „Gästehaus“ der Herrschaft, die oben saß. Wenn sie ihr Haus voll hatten, dann quartierten sie unten ein, was ihrer zuviel waren — oder was vielleicht ihnen nur von zweiter oder dritter Sorte dünkte.

Späterhin muß das Haus aber der Herrschaft verloren gegangen sein. Man weiß ja: Manch lustiger Bruder hat oben im Schlosse zu Zeiten schon gefessen; und so mag es wohl sein, daß er in seinem stolzen Rittersaale bei festem Trunk und lustigem Spiele dem Würfel unten das Haus hat dahingeben müssen um einen schlechten Wurf.

Mag dem nun sein, wie es will — jedenfalls ist besagtes Haus zuzeiten ein Wirtshaus, ein ganz richtiges, und kehrt man dort ein, um zu herbergen, so wird keiner lange gefragt: Bist du

Ritter erster Sorte? Oder zweiter und dritter? Oder bist du gar keiner? Wenn er nur richtig Geld im Beutel hat. —

Wie sich's gehört, führt das Haus auch einen Namen; ja deren sogar zwei. Nach dem alten, längst schwer verrosteten Schilde, den es auf wunderwie verschnörkeltem Arme breit über die Straße wegstreckt, sollte man meinen, das Wirtshaus hieße „zum Röhle“. Aber komme einer, wenn er erst im Kalender hier von der seltsamen Geschichte gelesen hat, und frage: „Wo ist hier das „Röhle“?“ — Da wird jedermann im ganzen Städtle den Kopf schütteln und keinen Bescheid geben können.

Frag einer aber anders, nämlich: „Sag, Landsmann, wo ist hier das Wirtshaus „zum buckligen Esel“?“ — was gilt's, jeder weiß es und zeigt dir's . . . das hängt damit zusammen, daß dem Meister Schmied, der seinerzeit das Schild aus Blech geschnitten hat, das „Röhle“, das er eigentlich im Sinne trug, nicht so recht aus der Schere ging. Was den Kopf, die Beine und den Schweif betrifft, da mochte es zur Not noch gerade hingehen, als ob sie zu einem stolzen Kofse gehörten; aber der Hals, der Widerrist und gar was dessen weitere Verlängerung nach hinten betrifft — sollte das vom Pferde sein? — Freilich, die Herren Maler, die Bildhauer und Blechschneider von heutzutage mögen den Unterschied, den es doch einmal gibt, nicht mehr so recht herausbringen; aber im übrigen ist das Tier, wie's da hängt, wirklich kein Pferd, sondern ein Esel, ein richtiger, mit einem deutlichen Buckel sogar, einem ausgeprochenen. Und daher der Name des Wirtshauses.

Fragt nur, wenn ihr solltet ins Städtle kommen, nach dem Wirtshaus zum „buckligen Esel“, — jedes Kind gibt euch Bescheid.

Nun mag sein, daß der Kalenderleser bei alledem es mit der Ungeduld bekommen hat. Aber mit Verlaub: es mußte das schon so gesagt sein, damit einem auch geglaubt wird, daß diese Geschichte — so seltsam sie auch dünken mag — in aller Wirklichkeit auch vorgekommen ist und nicht etwa, wie das leider so mancher Kalender-schreiber tut, aus den Fingern gesogen.

Zekund also zu der Geschichte selbst!

Eines Tages — zu Johanni ist gerade ein Jahr herum — da saßen der Wirt und die

Wirtin in aller Gemütlichkeit beim Morgenkaffee. Wirklich in aller Gemütlichkeit und ungestört; denn zufällig hatten sie keinen Gast über Nacht im Hause gehabt. Und doch auch wieder nicht so recht in der Gemütlichkeit. Der Wirt freilich war munter und gut aufgelegt, wie das seine Art war; aber die Wirtin! Was hatte sie nur? — War sie doch sonst ein Fräulein, rührig, adrett und mundfertig, wie selten eine. Nur heute morgen — ganz und gar umgewendet! Sprach kein Wörtlein, guckte statt auf die Kaffeetasse zu Boden oder zum Fenster hin und tunkte ihr Brot mehr als einmal — anstatt in die Tasse selbst — daneben, wo es doch nichts zu tunken gab.

Bald merkte es der Wirt, der geschickte Mann: „Aber Frau, sag, was ist dir denn? Was ist dir so in aller Herrgottsfrühe über die Leber gelaufen?“

Keine Antwort. Die Frau trommelte dafür zerstreut mit den schön runden Fingern — gleich als hätte sie gar nicht zugehört — auf der Tischplatte; wobei bemerkt sein mag, daß dies auch sonst wohl ihre Gewohnheit war. Hatte sie doch, als sie (in freilich etwas jüngeren Jahren) auf Freiburg in der Pension bei den Ursulinerinnen gewesen, Klavierunterricht genossen; nur daß sie mit ihren etwas kurz geratenen Fingern es nicht so recht fertiggebracht hatte, mit den Tasten des Klaviers, die immer so dicht beieinander liegen, in die richtige Freundschaft zu kommen. Zu oft schlug sie immer wo anders hin, als sie gerade wollte und sollte. Auf der Tischplatte spielte sich's glatter. —

„Hast wohl schlecht geschlafen?“ fragte der Mann weiter, und nun trommelte auch er. Nicht gerade, daß er ebenfalls in jüngeren Jahren zu Freiburg in Pension gewesen und dort Klavierunterricht genossen hätte — nein, aber Soldat war er dafür gewesen und vor Ypern hatte er gelegen; seidend verstand auch er sich aufs Trommeln recht wie ein Tambour . . .

Immer noch keine Antwort.

„Etwas Unwirsches geträumt wirst du haben“, fuhr der Wirt fort.

„Ha“, so kam es jetzt bei ihr heraus; aber nichts weiter.

„Träume sind Schäume“, erwiderte der Mann, trank seine Kaffeetasse leer, stand auf und wollte an seine Arbeit gehen. Das war der Frau nun gar nicht recht. Nein, den Traum mußte sie ihm erst erzäh'len, er war ja zu sonderbar gewesen.

Also erzählte sie: „Im Kartoffelkeller wär sie gewesen, und auf einmal hätte sie da ein Loch gesehen; ein Loch an der rückwärtigen Wand, die wider den Berg geht. Da hätte sie erst hineingekuckt, aber nichts weiter gesehen. Dann wär sie durchgekrochen, gekrochen und gekrochen, immer weiter und weiter. Auf einmal wär's

um sie ganz licht geworden, und jetzt wär sie an eine schwere Thür gekommen, die sie gleich aufgestoßen. Was stand da vor ihr auf dem Boden? — Ein Kistchen oder Kofferchen, nicht gar groß, akkurat wie eine Geldkiste schaute sie aus. Rasch hätte sie den Deckel aufgeklappt. Und richtig! Mit Gold und Silber war die Kiste voll bis oben an den Rand. Gerade wollte sie hineingreifen, — da wär sie aufgewacht.“

„Schade!“ machte der Mann und lachte spöttisch dazu. „Wenn du doch zum wenigsten noch eine Handvoll rasch eingesteckt hättest!“

Die Frau merkte den Spott nicht. „Mann, was hat der Traum zu bedeuten?“ fragte sie. „Schwören möcht' ich drauf: etwas Wahres steckt dahinter.“

„Stimmt schon“, erwiderte er ihr lachend; „eine Kiste steht ganz hinten im Keller; nur von Silber und Gold ist keine Spur darin; altes Gerümpel. Guck einmal nach.“

Damit wollte er jetzt lachend davongehen. Aber er kehrte gleich um; eingefallen war ihm etwas: Mit dem unterirdischen Gang — hm, das konnte am Ende seine Richtigkeit haben; schon sein Vater hatte ihm davon erzählt, und der hatte es vom Großoheim gehört, der vorher das Haus besessen. Auch sonst ging in der Stadt die Rede von solchem unterirdischen



Hastig arbeitete die Frau, grub und grub, erst mit den Händen, dann mit einer Schaufel.

Gänge; gegraben sei er seinerzeit von den alten Rittern, denen oben die Burg gehört, damit sie in der Not durch das unterirdische Loch sich davonmachen konnten.

Soweit hatte die Frau also wohl so halb und halb recht. Wo aber war die Geldkiste? —

Sie werden die Ritter auf alle Fälle haben mitgehen heißen.

Jetzt ging der Mann aber wirklich an seine Arbeit. Nur der Frau ließ ihr Traum keine Ruhe. Der Mann brauchte es ja nicht zu wissen; aber alsbald stieg sie in den Keller hinunter. Wirklich stand die alte Kiste da, von der ihr Mann gesprochen; sie schaute das alte Ding gar nicht an; aber in dem Keller sah sie sich scharf um, und was erblickte sie da? — In der Wand, die nach der Bergseite ging, war zwar kein Loch zu sehen; aber ganz so sah es aus, als sei da eine Tür, die hier einmal gewesen, hinterher zugemauert worden. Ja, als sie hier an die Steine rührte, gab dieser und jener nach; leicht hatte sie so ein Loch gemacht; Erde fiel nach, und noch mehr Steine folgten; hastig arbeitete die Frau, grub und grub, erst mit den Händen, dann mit einer Schaufel — kurz, das mußte ja ein blinder sehen: das hier war das Ende des unterirdischen Ganges, von dem ja die ganze Stadt wußte! Soweit war also ihr Traum in Wahrheit eben kein Traum, sondern Wahrheit! — Und die Geldkiste — nun, auch sie wird sich finden . . .

Von Stund an fand der Mann keine Ruhe mehr; von früh bis spät sprach die Frau nur von dem unterirdischen Gange, der Geldkiste und dem vielen Gold und Silber darin. Mit Händen schon meinte sie es greifen zu können. Wie oft las man doch in den Zeitungen, da und dort war ein Topf, oder ein Kistchen gar, ausgegraben worden, mit lauter Gold- und Silberstücken bis zum Rand gefüllt. Warum konnte das nicht auch hier eintreffen?

Immer kräftiger drang sie in den Mann, er solle sich ernstlich draunmachen und graben, um den Gang freizulegen. Mithelfen wollte sie, abwechselnd wollten sie an die Arbeit gehen. Der Mann spergte sich. Das sei ja alles dummes Zeug, so meinte er; wär da wirklich einmal ein Schatz gewesen — längst hätten andere ihn weggeholt, auf ihn hätte er gewiß nicht gewartet, sei er doch sein Lebtag ein Pechvogel gewesen, und so weiter, was er halt so vorbrachte, nur um die Frau loszuwerden — bis er endlich ihr einmal sagte: „Geh zur Kartenlegerin. Legt sie dir die Karte, und sagt sie auch nur ein Wörtel von dem Schatz — dann gut, dann graben wir darnach. Aber du schufstest dann gehörig mit. Das sag' ich dir!“

Darauf aber erwiderte die Frau wider alles Erwarten, stark von oben herab: „Wie? Zur Kartenlegerin soll ich gehen? Hältst du mich für so eine Frau? — Meinst du, an den Schwindel glaub' ich? Oder auch etwa an den Kaffeesatz und ähnliches dummes Zeug? Dazu bin ich denn doch, weißt du, viel zu gebildet. Hier handelt es sich um wirkliche Dinge. Ist denn der unterirdische Gang da oder ist er nicht da?“

Das konnte der Mann freilich nicht bestreiten.

„Nun, dann geh meinethalben zu einem Astrologen“, brach jetzt in Aerger und Wut der Mann aus. „Laß dir von so einer etwas weismachen!“

Astrologen? — Die Frau horchte auf. Der Mann hatte recht, das war eher etwas; hatte sie doch oft genug im Stadtblättchen sowie überhaupt hie und da in Zeitungen gelesen, daß diese Astrologen — ob nun Mann, ob Frau — wunder was verstünden. Das seien nichts weniger als Schwindler, sondern ganz im Gegenteil besonders helle Köpfe; geradezu Gelehrte wären darunter, wie andere Gelehrte auch, die es fertig brächten, in den Sternen zu lesen, was jedem bevorsteht; das ganze Schickal der Völker und jedes einzelnen Menschen stünde hell darin — man müßt' es nur richtig zu lesen verstehen.

„Mann, du hast recht!“ sagte sie. „Ich gehe zu einem Astrologen.“

Der Mann war etwas verdutzt. Nun, seinetwegen mochte sie gehen; er gab ihr sogar das Reisegeld und was es sonst etwa kosten würde in Freiburg bei dem Astrologen, und das konnte so billig sicher nicht sein; denn so erschrecklich und unmenschlich weit in die Ferne zu gucken — das war ein schwer Stück Arbeit und konnte für ein paar Groschen unmöglich zu machen sein. —

Die Frau kann'e sich aus ihrer Jugendzeit her noch gut in Freiburg aus, hatte dort noch ihre Bekannten; und so hatte sie's bald herausgebracht, daß es wirklich solche Astrologen dort gab; verschiedene sogar, Männer und Frauen, darunter einen ganz gelehrten Mann, einen Professor Pitz, der seine Sache hochernst nahm und mehr als ein Buch darüber geschrieben, eines immer dicker als das andere. Zu ihm wollte sie aber nicht gehen, er war ihr halt doch zu gelehrt. Dafür saßte sie gleich Vertrauen, als sie von einer guten Bekannten vernahm, was die Frau Schnurr, eine weitem, bis an den See hin, berühmte Astrologin, schon alles den Leuten richtig vorhergesagt hätte. Reineweg zum Stannen war das.

Also rasch hin zu ihr und sie gefragt.

Das war aber nicht so leicht, wie sie sich dachte; denn schon als sie das Haus betrat — ganz in einem abgelegenen Winkel stand es und war kaum zu finden — stieß sie auf der Treppe auf eine Menge Menschen, die alle darauf warteten, um mit der Wunderfrau zu sprechen; und ob's nur ein paar Wörtel wären! Meistens Frauen waren das; aber auch an Männern fehlte es nicht; Männern dazu, die so ernsthaft dreinblickten, als müßten sie sich doch, weiß Gott, selber zu helfen wissen in all und jeden Lebensnöten. Aber nein, zur Astrologin kamen sie gelaufen, um bei ihr die Weisheit zu holen.

Was mußte die Frau lange warten! Zu Duzenden standen die Leute, bis in den Flur.

Endlich kam auch sie an die Reihe: sie stand vor der weisen Frau, ein alt verhübeltes Weiblein! Sah aus, als säß sie für gewöhnlich am Markt beim Münster, um Kartoffeln und Äpfel feilzuhalten. Hier hockte sie auf einem alten Großvaterstuhle an einem Tische, worauf die wunderlichsten Instrumente standen, mit denen sie wohl an die Sterne gucken mochte; nur daß gar nicht auszudenken war, wie sie das eigentlich von diesem Stübchen aus mit dem winzig kleinen Fenster fertigbringen konnte! Einem Fenster, das — anstatt an den gestirnten Himmel hinauf — auf einen dunkeln Hof wies! —

Aber was tat das? Sie war einmal die berühmte „Astrologin“.

Nun frug sie die Frau Wirtin erst einmal gehörig aus: wo und wann sie geboren; denn vor allem müßte sie wissen, unter „was für einem Stern“ sie das Licht der Welt erblickt hätte? Der nämliche Stern regierte dann — so sagte sie — über den Menschen das ganze Liebe lange Leben. Weiter aber ließ sie sich zwischendurch so allerhand erzählen, was die Frau eigentlich sei und treibe. Fein spitzte sie die Ohren dazu; denn das war ja eben ihre Schlanheit: was sie auf solche Art zu hören bekam, das gab sie hinterher wieder als ihre eigene Weisheit! Das war ihr „Vorhersagen!“ Keiner von ihren Kunden merkte die Hinterlist; auch die sonst so aufgeweckte Frau Wirtin vom „buckligen Esel“ nicht. Im Gegenteil! Wunder wie erstaunt war sie, was diese Frau von ihr alles wußte, die sie bis dahin ihr Lebtag doch nicht zu Gesicht bekommen! —

Zum Schluß stellte sie ihr das „Horoskop“; d. h. sie guckte in ein großes dickes Buch hinein, schlug hier eine Seite auf und dort wieder eine; endlich gab sie ihre Weisheit zum besten: Der Neptun, das sei der Frau ihr Stern; hell hab er am Himmel gestanden, als sie geboren worden; er sei es auch, der ihr Glück bringen würde — oder Unglück . . .

Damit war die Sitzung zu Ende; und doch hätte die Frau für ihr Leben gern noch mehr gehört; aber schon schaute durch die Türspalte eine andere, die gar nicht warten konnte, auch etwas zu hören aus der Weisheit dieser Frau. Nun noch rasch etliche Münzen auf einen Teller gelegt, der deutlich bereit dazu stand, und dann fort, hinaus! —

Daheim der Mann fragte und fragte und fragte, wie denn alles verlaufen sei bei der „Astrologin“. Aber so rechten Bescheid bekam er nicht. Der Frau kam das alles jekund wie ein Traum vor; genau so geschiet war sie wie vorher. Nur den Neptun, den hatte sie sich gemerkt; hatte sie doch schon in der Schule von dem Herrn gehört; nur daß sie meinte, dazumal wär das ein alter Heidengott gewesen; jetzt sollte es ein Stern sein! Sei es drum; auf alle Fälle war's

der, so jekund ihr Herr war, der ihr Leben „regierte“. Am Himmel wollte sie ihn sich zeigen lassen vom Herrn Lehrer, um ihm dann scharf auf die Finger zu passen. —

Was wohl der Mann von alledem dachte? — Kein Wort sagte er dazu; aber im stillen reute ihn das Geld, das er hergegeben hatte, umsonst hergegeben; denn die Frau ließ einmal nicht ab davon: es müßte weiter gegraben werden im Keller, und um des lieben Friedens willen half er ihr dabei — mit Ablösung; aber freiwillig tat sie mehr als ihre halbe Schicht, und tat sie mit mehr Armischmalz als der Mann. Noch niemals hatte sie den Spaten so rasch und so kräftig gehandhabt, als hier beim Schatzgraben. Was war dagegen ihr Kartoffelhacken, ihr Kartoffelbuddeln, ihr Rübenholen! Mit wahren Feuereifer war sie hinter der Arbeit, noch am späten Abend, ja bei Nacht. Und endlich sollte nach allem Anschein die Mühe gelohnt werden!

Eines Abends nämlich — schon lag der Mann zu Bett — stürmte sie ins Schlafzimmer.

„Mann, Philipp!“ schrie sie ihn an, „wach auf! Ich hab' was gefunden!“

Im ersten Schlummer gestört, unwirsch, noch halb im Schlafe, richtete der Mann sich im Bette auf.

Dicht vor die Augen hielt ihm die Frau ein ungefüges Ding. „Weißt du, was das ist?“ rief sie ihn aufgeregt an.

„Nein“, knurrte er; denn bei dem schlechten Licht der Laterne, die sie ihm vor's Gesicht hielt, konnte er wirklich nichts erkennen. „Die Geldkiste ist es gewiß nicht.“

„Freilich nicht“, ging es weiter; „aber ein Sporn ist es, ein feiner Sporn, ein Rittersporn. Such nur einmal genau zu, und ein Sternchen wirst du daran sehen, und was für eines: vergoldet ist es, schwer vergoldet, wenn nicht pur von Gold.“

Der Mann schaute zu, es war so; aber viel Eindruck machte das gerade nicht auf ihn. Die Frau dagegen fuhr aufgeregt fort: „Verstehst du denn nicht, was das heißt?“

Den Kopf schüttelte er.

„Das heißt: wo wir graben, da ist wirklich und wahrhaftig der unterirdische Gang der Rittersleute gewesen. Hier sind sie ein- und ausgeschlupft, und dabei hat halt einer von ihnen — in der Eile und Hast — seinen Sporn verloren. Das mußt du doch verstehen! Aber Philipp, du schläfst ja noch. Wach doch auf!“ Und sie schüttelte ihn barsch.

Dem Philipp aber war schon alles gleich; unwirsch wandte er sich auf die andere Seite und knurrte nur noch: „Ach, hätten die Rittersleute doch lieber gleich die Geldkiste auch verloren!“

„Ha!“ machte die Frau. „Was die Geldkiste betrifft — die kann jetzt nicht mehr weit sein; wir kriegen sie auch noch.“



Damit warf sie dem Manne den Sporn auf die Bettdecke und stürmte weg in den Keller hinunter, um jetzt nur noch rascher und tiefer zu graben.

Am Morgen darauf fand dann der Mann, als er in den Keller kam und bis ganz vorne hin sich durcharbeitete, wo die Frau zuletzt gegraben hatte, eine schöne Bescherung: ein breites, tiefes Loch, das stand voller Wasser. —

„Grundwasser?“ frug er sich. Nein, das war es nicht; denn als er die Erdwand vor ihm abgeleuchtet, was fand er? Aus der Wand, unten wie oben, rieselte Wasser, Wasser in dünnen Strähnen; wirklich in nur dünnen Strähnen, aber dafür unaufhaltbar, beinahe plätschern hörte er's.

„Um des Himmels willen, was ist das?“ schrie es da in ihm auf. Voller Schrecken stand er und schaute. Dann aber stürmte er aus dem Keller weg, erst in die Wirtsstube und weiter auf die Straße — es war ihm, als müßte er gleich die ganze Stadt zur Hilfe holen wider das unbändige Wasser, das in seinen Keller strömte.

Und gerade da kam einer daher, ein Freund von ihm, ein Nachbar . . . nein, nein, ein Freund von ihm war er nicht. Freilich, nebeneinander vor Öpern hatten sie gelegen im Schützengraben, Schulter an Schulter; aber als sie erst wieder daheim waren, hatten sie Streit miteinander bekommen. Um was war es doch? — Ach, nicht der Rebe wert war's: eines Streifchens Wiese halber; im Prozeß lagen sie gar. Aber was tat das jetzt? Wie gerufen kam ja der Mann; gerade er konnte ihm helfen wie kein anderer im ganzen Ort; war's doch — der Brunnenmacher aus dem Städtle.

Also rasch den Mann angerufen und mit ihm — so verwundert der auch war — hinunter in den Keller — „vor Ort“, wie die Bergleute sich ausdrücken.

Was aber steckte der gleich für ein bedenklich Gesicht auf! Und wie fuhr dem Wirte eisfalt durch alle Glieder, was er sagte: „Weißt du, Philipp, was du da angerichtet hast? — Nun hör einmal gut zu! Justament über uns hier steht doch oben der Schloßbrunnen. Du kennst ihn ja; und den selbigen Brunnen hast du richtig hier von unten her angegraben, akkurat so, wie unsere Pioniere dazumal die Engländer vor uns angruben, unterirdisch.“

Am den Kopf schlug sich da der Wirt: er hatte begriffen, und in hellster Verzweiflung starrte er auf die dünnen Wasserstrahlen, wie sie rieselten und rieselten . . .

„Du verstehst also, was los ist?“ fuhr der Meister sachverständig fort. „Pö a pö,“ — in Flandern hatte er ein Teil welsch aufgeschnappt — ziehst du jetzt oben dem Brunnen das Wasser ab; dir läuft es in den Keller hinein, wo du

es doch partu nicht gebrauchen kannst — wenigstens in so schwerer Menge nicht . . .“

Das letztere setzte er böshaft lachend hinzu.

Dem Wirt aber war es gar nicht zum Lachen, eher zum Weinen: „Um des Himmels willen!“ jammerte er, „was ist da nur zu machen? — Schorsch, bester Schorsch, hilf mir! Schaff mir das Wasser weg! Dein Geschäft ist es ja!“

Und wirklich, der Mann half! Freilich, Mühe kostete es und harte Arbeit. Gleich machten sich Meister, beide Gesellen und noch der Lehrbub dran. Auch der Wirt half; nur die Frau Gemahlin, die mit ihrem verfligten Traum doch schuld war an alledem — wo steckte sie? — Nicht zu sehen war sie . . .

Vorerst dämmten die Leute mit Bohlen und Balken das nasse Erdreich ab; dann aber fuhren sie Erde, in einemfort, Erde immer wieder Erde in den aufgebroschenen Gang ein; viel mehr Erde noch, als vorher herausgeholt worden war! Was für ein schwer Stück Arbeit! Aber das Wasser blieb aus und kam nicht wieder. Zulezt ward die Maueröffnung sorgiam mit Steinen wieder zugefetzt, und damit war im Keller alles wieder genau so wie es gewesen.

Alles also schön und gut; aber die alte Ritterskiste, wo blieb denn sie? — Hin war sie, begraben, erfoffen!

Schier das Herz wollte der Frau darüber brechen. Aber nicht mucksen durfte sie sich. Jetzt und war's nicht der Neptun, sondern ihr Mann, der „regierte“. Kein Sterbenswörtel wagte sie zu sagen vor den wilden Augen, so der Mann machte, wenn sie nur anhub dazu. Dafür knurrte sie still für sich und schimpfte nebenher mächtig auf das gerissene Weib in Freiburg, die „Astrologin“. Und doch hatte im Grunde genommen ganz recht die Person gehabt mit ihrem Neptun.

Freilich steht ein dicker Stern am Himmel und heißt heute Neptun. Mag sein, daß er sich wirklich um das Wohl und Wehe von uns armen Menschlein zu sorgen hat. Was hätte er sonst auch zu stehen dort? Aber wißt: von Haus aus war der Neptun ein alter Heidengott, war der Heiden ihr „Wassergott“.

Der Brunnenmacher — der so etwas doch wissen muß, schlägt's doch in sein Geschäft — hat das den Wirtslenten, als sie hinterher beim extraguten Schoppen zusammenjaßen in alter Freundschaft, auseinandergesetzt.

Somit hätte die Astrologin also wirklich recht behalten.

Das dachte sich auch die Wirtin: Ihr Neptun hat halt „regiert“, nicht gelitten hat er's, daß der alte Ritterschatz wieder zutage kam. Warum? — Nun, er wird's wissen.

Sie behielt den Gedanken aber fein bei sich; die beiden andern hätten sie ja doch ausgelacht.

leben sich dann
? —
e ihn
erge-
von:
und
ei —
ihre
malz
den
als
egen
ihr
r sie
, ja
Un-
dann
wach
noch
im
ein
st?“
hten
sicht
Die
ein
orn.
hen
ver-
pur
viel
Die
hft
lich
der
us-
ten
er-
ber
f!“
in-
und
ute
!“
ste
n;

Der Lebensbaum.

Von Friedrich Masche.

It es recht, daß die Leute hinter Benjams krummgezogenem Rücken tuscheln und sich nicht scheuen, das Ungeheuerliche auszusprechen: er sei der Mörder seines Sohnes? Denn hat nicht auch hier ein plumper Zufall dem Aberglauben zu einem scheinbaren Rechte verholfen?

In allen Dörfern dieses Tales gibt es eine alte Sitte: wenn die Bäuerin einen Knaben zur Welt bringt, pflanzt der Vater in seinem Garten einen Lebensbaum. Meist sind es Obstbäume, denn der Bauer hat einen praktischen Sinn. Hat der Baum ein gutes Gedeihen, wird es auch dem Kinde an nichts fehlen; kommt er dagegen schlecht fort oder verküppelt er gar, so darf man sich vom Leben des Kindes nichts erhoffen. Denn dieses Kind und dieser Baum sind ein und dasselbe, sind auf geheimnisvolle Weise verbunden zu einem Schicksal. Das ist ein alter und, wie es heißt, oft bestätigter Glaube.

Als Benjams Frau nach fünfjähriger, sozusagen vergeblicher Ehe endlich einem Jungen das Leben gab, pflanzte Benjam in dem leicht ansteigenden Garten hinter dem Hause einen Birnbaum edelster Sorte. Der Baum gedieh prächtig und nicht minder der kleine Valentin. Er war gerade vier Jahre alt geworden, da wurde die Mutter mitten auf dem Hofe von einem Blitze erschlagen, als sie ein verängstigtetes Lamm einzufangen versuchte.

Benjam hat gewiß keinen schlechten Charakter, aber er ist ein harter, unverträglicher Mann und so eigensinnig, daß er neben oder gar über sich keinen anderen Willen duldet. So hatte er bedingungslos über die Frau geherrscht, so herrschte er über das wenige Gesinde, das es unter seinem Joche aushielt, und so wollte er natürlich auch über den Jungen herrschen, der kräftig heranwuchs. Aber es zeigte sich schon früh, daß Vater und Sohn aus dem gleichen Holze geschnitten waren. Wenn Benjam dem Valentin zwei Arbeiten auftrug und verlangte, daß sie in einer bestimmten Reihenfolge zu erledigen seien, führte der Junge die zweite gewiß zuerst aus. Da halfen alle Priigel nichts, Valentin erprobte immer wieder seinen eigenen Willen, der ihn — je älter er wurde — immer unbotmäßiger gegen den Vater werden ließ. So erschien es wenigstens Benjam. Als Valentin dem Vater an Kraft und Größe und (wie er meinte) an Einsicht nicht nachstand, wurde das Verhältnis der beiden immer schwieriger. Kein

Tag verging, der nicht einen Streit um irgend-eine Kleinigkeit gebracht hätte. Es kam dahin, daß sie in der Meinung über das, was gerade zu tun sei, aus purem Trotz auseinandergingen. War Benjam der Ansicht, es wäre nun an der Zeit, die ausgebrochenen Brunnensteine neu einzumauern, hielt Valentin das Ausflücken des Scheumendaches für wichtiger. Niet der Junge, aus Bitterungsgründen mit der Schaffschur ein paar Tage früher zu beginnen, widersetzte sich der Alte nur, weil er diesen richtigen Gedanken nicht als erster ausgesprochen hatte. Daß die beiden niemals einen guten Faden miteinander spinnen würden, mußte allmählich der Dümme einsehen. Als sie wieder einmal gefährlich aneinander geraten waren und Benjam ein endgültiges „Entweder—oder“ androhte, sah ihm Valentin spöttisch ins Gesicht, hieb die Axt, die er gerade in der Hand hatte, in den Hackloß und ging pfeifend vom Hofe.

Am anderen Morgen war Valentin verschwunden. Er mochte erkannt haben, daß es keinen anderen Ausweg gab. Benjam meinte, ihn träfe der Schlag, als er erfuhr, womit der „Schand-



Benjam ließ in den Garten und schlug den Lebensbaum seines Sohnes in Stücke.

hub“ nun seinen ewigen Ungehorsam gekrönt hatte. Dann dämmerte ihm, daß er den Bogen vielleicht überspannt habe. Aber jetzt war es zu spät, es blieb nichts übrig, als zu hoffen und zu warten, daß der Junge zurückkäme. Der aber kam nicht und gab nicht einmal ein Lebens-

zeichen. Jeden Tag ging der grollende Alte zu dem Birnbaum, musterte ihn sorgfältig und fand keinen Grund zu ernsthafter Besorgnis.

So gingen Jahre hin, und Benjam wurde ein alter Mann. Da kam eines Tages ein Brief, mit fremden, bunten Marken beklebt. Valentin schrieb: daß er drüben in Amerika sich ein Stück Land erarbeitet habe, daß er gut auskäme, verheiratet sei er außerdem. Und wie es dem alten Hofe und dem Vater ergehe. Benjam bekam vor Freude zittrige Hände, denn er liebte ja den Jungen, der sich ein eigenes Leben ertrotzt hatte. Aber als er zwei Wochen später einen trafeligen Brief hinüberschrieb, hatte der folgenden Inhalt: was das Wohlergehen betreffe, sei alles beim alten. Im übrigen wäre es nun wohl doch an der Zeit, daß er, Valentin, sich zurückchiere, wohin er gehöre. Er solle sofort verkaufen und herüberkommen. — Valentins Antwort ließ fast ein Jahr auf sich warten, und sie lautete auch nur: „Du hast noch nichts dazugelernt, also bleib ich, wo ich bin und bleiben will.“ Benjam versuchte wieder einmal den Starrsinn des Jungen, aber daß er sich selber einen verständlichen Ton anbequemen könne, das fiel ihm nicht ein.

Und wieder ging die Zeit hin. Benjams Rücken wurde krumm, er meinte, lange werde er es nicht mehr machen. Da rang er sich endlich einen Entschluß ab. Er schrieb an Valentin und bat ihn — er, Benjam, bat zum ersten Male in seinem Leben — bat ihn also, er möge heimkehren. Es ginge ihm nicht zum besten, und nun möge Valentin den Hof übernehmen. — Und Valentin? Er antwortete zurück, nicht unfreundlich, aber sehr bestimmt: im Augenblick sei an eine Heimreise nicht zu denken, denn er habe gerade die Erntemonate vor sich. Später wolle er sein Kommen selber einmal ankündigen, wann das sei, wäre freilich ungewiß.

Als Benjam diesen Brief las, geriet er in eine blinde Raserei. Er stöhnte und schrie, stürzte aus dem Hause, griff sich eine Axt, lief in den Garten und schlug den Lebensbaum seines Sohnes in Stücke.

Drei Tage darauf kam von seiner unbekanntem Schwiegertochter ein Telegramm: Valentin sei durch einen rätselhaften Unfall plötzlich ums Leben gekommen.

Und es stimmte auf den Tag.

Der fliegende Holländer.

Novellette von August Schuster = Zürich.

Ich weiß noch wie heute, wie er das erste Mal die Löwenapotheke in K. betrat, wo ich als junger Mensch meine erste Anstellung als „Provisor“ gefunden hatte; es war an einem Tag im November, an dem es, besonders in unserm halbdunkeln alten Gewölbe den ganzen Vormittag nicht Tag werden wollte, so daß wir fast bis Mittag die Gasflammen brennen lassen mußten, als ein mittelgroßer, aber trotzdem stattlicher Mann von einer eigentümlichen Blässe des Gesichts, in einen sehr dunkeln, fast schwarzen Havelock gehüllt, einen breitkrämpigen Filzhut auf dem Kopf, unsere Apotheke betrat. Aus dem Städtchen war er nicht, da kannte ich nämlich nicht nur die wenigen städtischen und staatlichen Beamten, sondern auch die meisten Handwerker und Geschäftsleute. Auch sah er fast eher aus wie ein Künstler — ein Maler oder Bildhauer . . . und solche Leute gab es in K., damals wenigstens, meines Wissens keine. Ich riet schließlich, bis die Reihe des Bedientwerdens an den sonderbaren Besucher kam, auf einen neuen, mir also noch unbekanntem Landarzt aus der Umgegend; auf den Stand, dem er wirklich angehörte, hätte ich aber jedenfalls zuletzt geraten, denn als er mir jetzt eine Karte überreichte, auf welcher in geschmackvoller lithographischer Schrift die Worte standen:

Hubert Wilde

vom Hause N. N. in Rüdeshelm

muß ich fast ein etwas erstauntes Gesicht gemacht haben, denn der Fremde lächelte eigentümlich und, wie mich bedünken wollte, mit einer leichten Traurigkeit im Ausdruck. Wir hatten gerade einigen Bedarf in Rheinwein und Cognak, und ich konnte dem Manne, der in seinen Umgangsformen den Mann von Bildung nicht verleugnete, eine kleine Probebestellung machen, die er, trotzdem sie eigentlich unbedeutend war, doch mit ebensoviel verbindlichem Dank entgegennahm, als wenn es sich um ein großes Geschäft gehandelt hätte, was mir wiederum einen guten Begriff von seinem ganzen Wesen beibrachte. Ich pflegte damals an einigen Abenden im Hotel zur „Post“, dem ersten Gasthof des Städtchens, mit einem Freunde — einem jungen Gerichtsbeamten — zu einem Glase Wein zusammenzukommen, und kurz, nachdem ich mich dajelbst an diesem Abend eingefunden hatte, betrat auch der Reisende, der in den Vormittagsstunden mich in der Apotheke besucht hatte, das Restaurant, in dem sonst Geschäftsreisende selten zu verkehren pflegten. Ich konnte nicht umhin, ihn aufzufordern, an unserm Tische Platz zu nehmen, was er dankend annahm, doch bemerkte er alsbald, er sei eigentlich

schon wieder im Begriffe, abzureisen; er bleibe selten und an so kleinem Ort nie über Nacht und sei mehr gewohnt, im Eisenbahnkuppe zu schlafen als in einem Hotelbett. Und wirklich war er auch schon nach kaum einer halben Stunde wieder fort und verschwunden. „Du“, sagte mein Freund, „das ist ein sonderbarer Mensch . . . weißt du, an wen der mich erinnert? Das ist ja der „Fliegende Holländer“, wie er leibt und lebt; nicht nur in seiner äußeren Erscheinung, sondern auch in der ruhelosen Hast, mit der er reist, scheint er sich den geipenitischen Seemann zum Vorbild genommen zu haben.“ Ich mußte meinem Freunde lachend recht geben und hatte natürlich schon am andern Tage den wunderlichen Reisenden vergessen. Ich sollte auch ein ganzes Jahr nicht mehr an ihn erinnert werden, aber das Jahr darauf betrat er fast am selben Tage wieder die Apotheke und am Abend wieder das Restaurant zur „Post“, und jetzt konnte ich mich nicht enthalten, ihm im Scherze die Mitteilung zu machen, wir — mein Freund und ich — hätten uns durch sein Erscheinen unwillkürlich an den bekannten Helden der Wagnerschen Oper erinnert gefühlt, — ob ihm dies wohl auch schon von anderer Seite begegnet sei? Mein Freund und ich hatten nicht anders erwartet, als daß der Fremde in unser harmloses Lachen über den unschuldigen Scherz einstimmen würde; wie groß war daher unser Erstaunen, als dieser bei dem Scherzwort womöglich noch blässer wurde und uns starr und fast entsezt anblickte, ohne den Mund auch nur zu einem einzigen Worte der Aufklärung zu öffnen. Wir fühlten sofort, daß wir einen wunden Punkt berührt haben mußten, was uns natürlich herzlich leid tat, und wir erschöpften uns in Worten der Entschuldigung. Jetzt endlich begann der sonderbare Mann zu reden und sagte: „Ich gestehe, Ihre Bemerkung hat mich, was mir selten zu begegnen pflegt, ganz aus der Fassung gebracht, und Sie würden meine Alteration ganz falsch deuten, wenn Sie glaubten, daß ich Ihnen den Vergleich als tattlos oder unpassend übelgenommen hätte; unter anderen Umständen, als es die meinigen sind, würde ich über Ihren Vergleich wohl herzlich mitgelacht haben. Wenn es Sie aber interessiert, so will ich Ihnen gerne erzählen, was die Ursache ist, daß ich schon bei der bloßen Nennung des Namens des Fliegenden Holländers so peinlich berührt wurde, denn dieser Name erinnert mich an den schrecklichsten Tag meines Lebens.“ Mein Freund und ich baten nun sogar den Fremden, uns diese Episode aus seinem Leben zu erzählen, da wir den Eindruck hatten, er würde sich durch eine solche Erzählung erleichtern. Der Fremde sah nach der Uhr, wohl im Gefühl, daß sich die Sache nicht mit zehn Worten würde abtun lassen, und bemerkte dabei, daß er noch eine volle

Stunde bis zum Abgange des Nachtzuges Zeit habe, steckte sich eine frische Zigarre an und begann zu erzählen wie folgt.

„Ich besuchte als junger Mann von zwanzig Jahren die Handelsakademie in K. und hatte hierbei einmal Gelegenheit, in einem geselligen Verein — ich glaube, es war beim Stiftungsfest desselben — ein paar Sololieder vorzutragen, recht und schlecht nach Dilettantenmanier, und es hatte bis dahin niemand bemerkt, daß ich mehr als gewöhnliche Stimmittel besitze — ich selbst am wenigsten. Da ließ aber, kaum nachdem ich vom Podium abgetreten war, ein Herr sich mir vorstellen, ein bekannter Musikdirektor von bestem Rufe, der mir mit großem Enthusiasmus zu meiner, wie er sagte, ganz phänomenalen Stimme gratulierte und ohne viel Umstände mir auf den Kopf zusagte, ich hätte entschieden die Pflicht, meine Stimme — und zwar für das Theater — ausbilden zu lassen; ich hätte den schönsten Bariton, den er in langer Zeit gehört habe. Er selbst wolle meine Ausbildung übernehmen, und wenn ich wolle, oder nicht in der Lage sei, die nötigen Mittel zur Ausbildung aufzubringen, so werde er auch dazu sein Möglichstes tun, denn er sei des Erfolgs vollkommen sicher. Da mir der Beruf, für den mein Vater mich bestimmt hatte, nun auch nicht besonders zusagte, so brauchte es, wie Sie begreifen werden, nicht allzuviel Zuredens, um mich zu bestimmen, nach der, wenn auch sehr widerwillig gegebenen Zustimmung meiner Eltern, den Besuch der Hochschule aufzugeben und mir dafür Gesangunterricht erteilen zu lassen, sogar mit großer Liebe und Begeisterung zur Sache. Nicht wenig zu der glücklichen Stimmung, in der ich mich zu jener Zeit befand, trug aber der Umstand bei, daß ich jetzt eine Nichte des Musikdirektors kennen lernte, die sich ebenfalls bei ihrem Onkel für die Oper auszubilden im Begriffe war, und die schwarzen Augen des jungen Mädchens — Sabine war ihr Name — hatten es mir angetan, wohl mehr, als ich es mir selbst gestehen wollte. Nun, es dauerte nicht lange, daß wir miteinander Duette zu singen bekamen, und schon nach Ablauf eines halben Jahres stand es für uns fest, daß wir, sobald unsere Ausbildung beendet sein und sich für uns das erste Engagement gefunden haben würde, den Bund fürs Leben schließen wollten. . . Lieber Himmel, wie so ganz anders sollte es kommen!“ — Hier war die Stimme des Erzählers fast zum Flüsterton herabgesunken. Aber nachdem er sich mit der Hand über die Stirne gefahren war, fuhr er nach kurzem Räuspern fort: „Nach zwei Jahren fleißigen Studiums durfte ich daran denken, das erste Mal öffentlich aufzutreten, und dies Debut sollte am Stadttheater zu F., einer großen Provinzialstadt, stattfinden. Ein eigentümlicher Zufall hatte es

gef
zu
die
Her
Pa
hat
des
vie
Di
wei
—
wie
eig
bet
gef
nich
sta
ma
stel
mi
zu
ein
Ni
zu
ho
un
Gi
da
Si
sch
Ge
„E
vo
zu
ga
M
an
He
zu
He
we
rä
in
ka
be
üb
an
di
wi
de
St
mi
un
do
ke
we
je
in
30

gefügt, daß auch Sabine an diesem Theater kurz zuvor ihr erstes Engagement gefunden hatte, und die Freude, hier mit dem Mädchen meines Herzens zusammenzukommen und sogar als ihr Partner auftreten zu dürfen, war groß. Bereits hatte ich das erste Gastspiel — in der Rolle des „Don Juan“ mit so großem Erfolge absolviert, daß noch während der Vorstellung der Direktor zu mir in die Garderobe kam, mit mir wegen des Engagements verhandelte und mir — wobei er mir herzlich die Hand schüttelte — wiederholt versicherte, das zweite Gastspiel wäre eigentlich schon ganz überflüssig geworden, er betrachte mich schon jetzt als zu seinem Ensemble gehörig. Auch Sabinens Onkel hatte es sich nicht nehmen lassen, die Reise aus der Residenzstadt, wo er seinen Wohnsitz hatte, nach F. zu machen. Auch er kam noch während der Vorstellung zu mir in die Garderobe, versicherte mich freudestrahlend, er sei stolz darauf, mich zu seinem Schüler gehabt zu haben und lud mich ein, nach der Vorstellung mit ihm und seiner Nichte Sabine im ersten Restaurant der Stadt zusammenzukommen; es war der schönste und hoffnungsreichste Abend meines Lebens. Sabine und ich feierten unsere Verlobung, ich hatte den Gipfel meines Glücks erreicht und ahnte nicht, daß ich schon einige Tage später aus allen Himmeln gestürzt werden sollte. . . Wie ich schon bemerkte, hatte ich noch in einer zweiten Gastrolle aufzutreten; ich hatte dafür den „Fliegenden Holländer“ gewählt, wo ich also die Titelrolle zu singen hatte, und die „Senta“ sollte von Sabine gesungen werden. Schon waren die zwei ersten Akte mit bestem Erfolg in Szene gegangen, und ich lehnte, in Erwartung des letzten Aktes, an einer Kuffisse, als ein Garderobemädchen auf mich zukam und mir ein Billett in die Hand drückte, das ich, ohne zuerst die Adresse zu beachten, öffnete, wobei ich auch sofort Sabinens Handschrift erkannte. Aber der Inhalt der wenigen Zeilen war mir zunächst vollkommen rätselhaft, bis mir plötzlich der Sinn der Worte in schmerzlichster Weise klar zum Bewußtsein kam; das Billett war nämlich nicht für mich bestimmt und nur infolge eines Irrtums mir übergeben worden, wie mir jetzt auch ein Blick auf das Kuvert desselben bestätigte: es trug die Adresse des in derselben Vorstellung mitwirkenden Tenoristen des Stadttheaters in F., der die Rolle des Jägers Erik sang, und dem Sabine mitteilte, sie habe sich gestern Abend mit mir, einem alten Studienfreunde verlobt und den Sänger des Erik dringend bat, er möge doch ihr gegenüber in meiner Gegenwart ja keine Vertraulichkeit merken lassen, denn er werde begreifen, daß sie ihr Verhältnis zu ihm jetzt als gelöst betrachten müsse. . . Ich glaubte in einen Abgrund zu versinken und mußte die Zeilen wieder und wieder lesen, aber ich hatte

mich wirklich nicht getäuscht: Sabine hatte⁷es über sich gebracht, nachdem sie mir längst Treue gelobt hatte, mit einem leichtfertigen jungen Menschen, denn als solcher wurde mir der genannte Sänger bezeichnet, zu flirten! Da war mir plötzlich, als packte es mich mit eiserner



Luigi Bissani.

Ich glaubte in einen Abgrund zu versinken und mußte die Zeilen wieder und wieder lesen.

Faust an der Kehle; was mich aber so würgte, war nur der namenlose jeckische Schmerz, der mich jetzt befallen hatte. Ich rang nach Fassung und suchte rich zu beherrschen, so gut es gehen wollte, aber nun kam, als eben das Zeichen zum Beginn des letzten Aktes der Oper gegeben werden sollte, die zweite peinliche Ueberraschung: ich bemerkte, daß ich auf einmal keinen lauten Ton mehr aus der Kehle bringen konnte; ich war plötzlich vollständig heiser geworden! Ich begab mich daher sofort zum Regisseur der Oper, um ihm mitzuteilen, daß ich die Rolle nicht zu Ende singen könne, und es war nur gut, daß der frühere Baritonist des Theaters noch in der Stadt und in der Nähe war und sofort für mich eintreten und die Rolle zu Ende bringen konnte, sonst hätte der Vorhang an diesem Abend nicht mehr aufgehen können. Auf den Nachhauseweg an diesem Abend konnte ich mich später nicht mehr bestimmen, ich weiß nur, daß ich noch am selben Abend einen Absagebrief an die Sängerin der „Senta“ schrieb. Und nun frage ich Sie: Können Sie sich eine grausamere Ironie

des Schicksals denken, als daß ich gerade an diesem Abend eine Rolle spielen mußte, die mit meinem eigenen Schicksal so viel Ähnlichkeit hatte, ohne daß auch nur ein einziger Zuschauer davon ein Ahnung haben konnte!

„Aber das Maß meiner Leiden und meines Unglücks sollte noch nicht voll sein; ich hatte gehofft, daß nach einigen Tagen Schonung bei geeigneter ärztlicher Behandlung meine Stimme sich wieder einstellen würde. Und nun denken Sie sich meinen Schrecken und Kummer, als ich von Tag zu Tag mehr die trostlose Ueberzeugung gewinnen mußte, daß meine Stimme, die mir

vielleicht einen Beltruf gewonnen, jedenfalls aber eine glänzende Existenz gewährt haben würde, auf immer verloren war. . . Damit war also meine schönste Lebenshoffnung zu Ende und . . . meine Geschichte ist es auch! Möchte dieselbe Ihnen die Lehre erteilt haben, im Scherzen mit Unbekannten künftig vorsichtiger zu sein! . . . Doch ich sehe, ich habe höchste Eile, wenn ich meinen Nachzug noch erreichen will. Leben Sie wohl, meine Herren, auf Wiedersehen!“

Mit diesen Worten war er in die Nacht hinaus verschwunden, und ich habe ihn von diesem Tage an nie mehr zu Gesicht bekommen. . .

Als der Onkel die Tante nahm.

Von F. Schröngamer-Heimdal, Passau-Haidenhof.

Lieber Nefje!

Deinen Weihnachtsbrief haben wir erhalten, und es ist sehr schön von Dir, daß Du auch gleich an das Neujahr gedacht hast, wo wir Dir das Nämliche wünschen, nämlich Glück und Gesundheit nebst Erfolg in Deinen Universitätsstudien. Wegen des Geldes, wo Du schreibst, muß ich sehr bedauern, indem alles im Geschäft steckt und kann keinen Pfennig herausnehmen wegen Konkurrenzfähigkeit, was heute die Hauptsache ist. Ueberhaupt sollst Du nicht immer wegen Geld schreiben, es ist doch umsonst, und Du vergeudest nur das Porto nebst Briefpapier. Man kann nicht genug sparen, und wenn Du es auch tußt, wirst Du selber Geld haben und brauchst nicht immer solche Pumpbriefe schreiben, welche ihren Zweck vollständig verfehlen. Sie verletzen das Zartgefühl Deiner Tante, und sie sagt immer: Wozu studiert er, wenn er kein Geld hat? Oder: Warum gibt er keine Stunden und bringt sich auf diese Weise fort? Da könnte jeder auf einen Beamten studieren, wo dann den Geschäftsleuten doch nur auf den Kopf spuckt und die Steuerschraube anzieht, daß einem das Herz bluten möchte.

Schreib also nichts mehr vom Geld, denn sie hat vollkommen recht, und ich kann keins herausnehmen aus dem Geschäft. Ich kann mir schon denken, daß das Studieren recht teuer ist, besonders im Hofbräuhaus und im Mathäuser, aber spare nur, nämlich das Porto von den Pumpbriefen, dann wirst Du gewiß recht fröhliche, gnadenbringende Weihnachten feiern und das neue Jahr wird einen guten Anfang nehmen.

Lieber Nefje! Das Sparen ist ein großes Geheimnis, das weiß ich von mir selber, und ich will es Dir mitteilen zum Christkindl und auch als Neujahrsgeschenk, damit Du siehst, daß ich durchaus nicht schmutzig bin. Du wirst mir noch sehr dankbar sein, denn ich weiß es aus

Erfahrung und habe es selbst erlebt, nämlich damals, als ich Deine Tante kennen lernte. Dieses war auch um die selbige Weihnachtszeit, aber damals war meine Frau, was Deine wohlgesinnte Tante ist, noch keine solche Blunze wie heute, denn da hätte ich sie gewiß nicht angeschaut, sondern ein liebliches Mädchen mit Rosenswangen, nämlich die Lebzelterstochter Resi Stinglhuber. Ich hatte damals gerade das Geschäft angefangen, und weil ich keine Zeit hatte, mich in Damenkreisen umzusehen, habe ich eine Heiratsanzeige aufgesetzt, welche damals angekommen sind, aber natürlich ohne Namen. Den Wortlaut weiß ich nicht mehr, aber sie war sehr schön und wirkungsvoll. Dieses teile ich Dir nur im Vertrauen mit, und ich rechne auf Dein Ehrgefühl als Akademiker, daß Du mich nicht bloßstellst. Denn jetzt kommt die Hauptsache, das Sparen und besonders beim Porto, welches mein Lebensglück geworden ist! Ich habe nämlich das Zehnerl damals nicht ausgegeben, sondern bin mit der Anzeige selbst auf die Redaktion gegangen. Da kommt von der anderen Seite die Lebzelterstochter Resi Stinglhuber herein und hat auch so was Weißes in der Hand. Ich habe meinen Zettel gleich eingesteckt und sie den ihren auch, weil wir uns voreinander geniert haben. Mir ist das Feuer in die Wangen geschossen und sie ist käsweiß geworden. Da habe ich sie gefragt, ob ihr schlecht wird und habe sie per Arm in die Luft hinausgeführt.

Lieber Nefje! Das ist ein ganzer Roman, den kein Schriftsteller so schön beschreiben kann, wie ich ihn erlebt habe, denn es ist schon Abend gewesen, und da habe ich sie in den Stadtpark geführt, wo ihr wieder gut geworden ist und mir auch. Dort haben sich unsere Hände gefunden, denn damals war sie noch keine solche Blunze, sondern eine blühende Lilie! Das Schönste ist aber erst gekommen, nämlich unterm

Chri
habe
Lebz
ich i
Gul
wiff
wen
näm
acht
künf
rate
erzä
kom
ged
L
Geh
Den
gest
Tan
dam
tion
Por
ist,
auch
spar
und
wor
füng
ist i
L
Wei

A
Tin
heit
wuf
mä
tag
stell
Bre
ma
E
Ver
bro
ken
L
Sch
ohn
füd
Ha
ehe
unt
vor

Christbaum in ihrem elterlichen Anwesen. Wir haben alle geweint vor Freude, wie der alte Lebzelter gesagt hat: Zehntausend Gulden gebe ich ihr gleich mit, denn damals haben wir die Guldenwährung noch gehabt, was du vielleicht wissen wirst, und das andere kriegt sie später, wenn wir abkragen, gelt Alte? Dieses war nämlich seine Frau, die Lebzelterin, eine hochachtbare Person, und die Mutter meiner Zukünftigen, und wir haben vom Fleck weg geheiratet. Wie es auf der Hochzeit zugegangen ist, erzähle ich Dir lieber einmal mündlich, denn jetzt komme ich zu dem Geheimnis, wo ich eingangs geschrieben habe.

Lieber Nefse! Ja, das Sparen ist ein großes Geheimnis und auch eine Kunst, wer es kann. Denn es hat sich im Laufe der Jahre herausgestellt, daß auch meine Alte, was jetzt deine Tante ist, nämlich die geborene Lebzelterstochter, damals mit einer Heiratsanzeige auf die Redaction gegangen ist, weil sie ebenfalls das Zehnerl Porto sparen wollte, wo ihr schlecht geworden ist, wie sie mich gesehen hat. Wir haben aber auch die Einrückungsgebühr für die Anzeige gespart, was schon mehrere Mark ausgemacht hat, und dann sind zehntausend Gulden daraus geworden, wie das Sprichwort sagt: Mit kleinem fängt man an, und wer den Heller nicht ehrt, ist den Taler nicht wert.

Lieber Nefse! Dieses war ein glückseliges Weihnachtsfest für uns, wo ich das erste Mal

eine Verlobung unterm brennenden Christbaum mitgemacht habe, daß mir heute die Augen noch feucht werden, denn zehntausend Gulden Heiratsgut und eine Lilie dazu, die damals noch keine solche Blunze war, hatte ich dem ersparten Zehnerl für Porto zu verdanken. Du kannst Dir also leicht denken, wie es unser Zartgefühl verletzt, wenn Du soviel Portogeld zwecklos ausgibst mit Deinen Pumpbriefen.

Lieber Nefse! Spare Dir Deine Zehnerl und schreibe lieber einen Roman über meine damalige Bekanntschaft mit der Lilie. Dieses soll mein Christgeschenk sein, denn ich höre, daß du schon schriftstellerst, und unser Apothekerprovisor bekommt vom Morgenblatt hier zehn Pfennig für die Zeile. Ich stelle Dir diesen Stoff gern gratis zur Verfügung, und es soll mich freuen, wenn Du damit ebensoviel Erfolg hast wie im Universitätsstudium. Natürlich darfst Du unsere Namen nicht nennen, Du weißt schon, wegen Zartgefühl und Ehrenpflicht als Akademiker. Dann wirst Du auch einmal Dein Glück machen unterm strahlenden Christbaum, was aber nicht ewig währt, denn aus Lilien werden Blunzen, aber die Erinnerung frischet sie wieder auf.

Verbringe also Deine Feiertage gut und spare Dir das Porto für die zwecklosen Pumpbriefe nebst herzlichen Grüßen

von Deinem wohlmeinenden

O n k e l.

Eines Maibaums wegen.

Ein Geschichtlein aus alter Zeit. Von Anton Schott.

Die Steffel-Agatha hätte allerwegen Kopf und Bein verschworen und etwa noch mehr, daß in dem Lenhartelbuben, dem Timothel, kein staubkorngroß Stücklein Falschheit stecken könnte. Seit einigen Tagen jedoch wußte sie, daß sie sich mit solcher Zuversicht mächtig geirret. Er wollte am kommenden Maitage dem Wölfel dirndel einen Maibaum aufstellen. Ob er schandenhalben auch ihr, seiner . . . Braut, einen solchen aufstellen würde, mußte man sonach erst sehen.

Sie ärgerte und härmte sich darob, und der Nerger riß ihr unversehens einmal ein paar Redebrocken heraus, woran sich die Ohren auszukommen vermochten.

Die Steffelbäuerin schupfte nur leichtthin die Schultern. Junges Zeug wäre nun einmal so: ohne ein wenig Torheit, Zänkelei und Eifersüchtelei ginge es gemeiniglich nicht ab, und im Handumdrehen wäre alles wieder wie vor und ehe. Der Steffel aber packte in seiner alles ernst und hart nehmenden Weise auch diese Sache von der ernstesten Seite und ärgerte sich eben-

falls . . . Ein . . . Hütbubenstücklein, wenn es sich so verhalten sollte. Und eine derartige Fopperei war wahrscheinlich der Dank dafür, daß das pudelnärrisch verliebte Dirndel mit Teufelskraft an ihm hing, und daß dessen ansehnlich Heiratsgut das arg verschuldete Lenhartenhöfel aus dem Sumpfe reißen sollte.

Der Nerger fraß sich immer tiefer in sein Sinnen, bis er das richtige Dertlein fand . . . dem Flankel schadete nach solchem . . . Unsinne ein tüchtiger Puff nicht, und den sollte er kriegen, auf daß er zu rechtem Verstande käme . . . Ein Zeitlein unter die Fuchtel des Profosen!

Das kam leicht an. Er, der Steffel, war zur selben Zeit Richter in der Gemeinde, und die Zeit stand vor der Thüre, wo die angeforderten Soldaten abzuliefern waren. In diesem Jahre einer. Freiwillig ließ sich keiner dazu herbei; also fing man eben bei Nacht und Nebel, so viel man gerade brauchte, und lieferte sie ab.

Das war zur selben Zeit, bis zum achtundvierziger Jahre, immer und alle Jahre so, und diesmal sollte nun der Lenhartelbub daran,

wenn er . . . wirklich beim Wölfel einen Maibaum aufstellen wollte . . .

* * *

Am Morgen Philippi und Jakobi, des ersten Tages im Maienmonde, zwirbelte der Schneesturm ein Gestöber daher wie mitten im Winter und über einen beim Hauseck des Wölfelhofes liegenden, noch unaufgestellten Maibaum, und beim Lenhartel oben in den Berghängen ging der Bub ab, der Timothel.

War gestern abends fortgegangen und noch immer nicht heimgekommen. Man wartete bis mittag, und als er da auch noch nicht heimkam, richtete man über's Nachfragen. Kein Mensch wußte um ihn; nirgends gesehen und gehört worden. Erst nach einigen Tagen tauchte unter den Leuten die Mutmaßung auf, es könnten in der Mainacht Häscher umgegangen sein und den Buben zum Soldatenleben gefangen haben.

Gefangen! . . . Die Lenhartlin schrie auf wie beinahe am Leben getroffen und rannte gleich nachher in den Steffelhof . . . Er, der Richter, mußte doch wissen . . .

Doch der schüttelte beinahe schadenfroh den Kopf, und auch die Agatha konnte sich einer

Und beim Wölfel? Was der Timothel wohl dorten verloren und zu suchen gehabt hätte?

Er: nichts. Aber für den Dornerbuben hätte er sollen dem Wölfelbirndel einen Maibaum aufstellen, weil sich der bei der Holzarbeit in den Fuß gehackt und daher nicht gehen gekonnt . . .

Für . . . den Dornerbuben? . . . Der Agatha wurde nun mit einem Male, als wären ihr alle Flechsen abgeschnitten worden und sie sänte zu einem Häuflein Elend zusammen. Wenn es sich so verhielt, hatte sie ihm bitter Unrecht getan, und er mußte nun darunter wer weiß was alles leiden. Wie mochte ihm zumute sein, und was würde er von ihr denken?

Aber auch den Steffel ging ein gelindes Grausen an. Er hatte als Richter gelobt, allerwegen nach Recht und Rechtem zu handeln, und da war es über lauter Mergel ein Unrecht geworden.

Einen anderen hinschicken für ihn und ihn wieder austauschen und heimholen . . . Das war sein Rat und Trost.

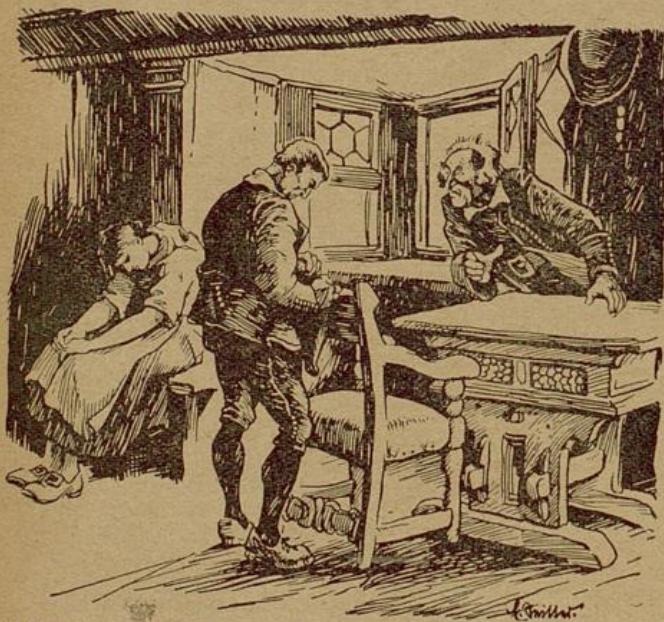
Ging aber nicht so leicht, wie es gesagt war. Die jungen Leute waren auf der Hut und sicherten sich auf allen Wegen und Steigen, und auch ums Geld wollte sich keiner herbeilassen, bis endlich im Spätsommer der Schusterjokklub er-

klärte, er wollte die Soldatenzeit auf sich nehmen, wenn man ihm hundertfünfzig Gulden Rheinisch zahlte, so daß er ein feilgebotenes Höflein im Winkel hinten kaufen könne, das seine Eltern bewirtschaften mögen, bis er wieder heimkäme.

Hundertfünfzig Gulden Rheinisch! . . . Der Steffel währte ob solcher Forderung versinken zu müssen, aber wenn es nicht anders ging und er das Unrecht halbwegs gutmachen wollte . . .

So brachte er das Geld auf, und der Schusterjokklub wurde ans Kreisamt als Soldat eingeliefert für den . . . irrtümlich gefangenen Lenhartelbuben, den man als angehenden Besitzer nicht hätte ausheben dürfen.

Doch der Austausch ging nimmer vonstatten. Etliche Tage vorher hatten sie den Timothel auf dem Freithofe der Garnisonsstadt zur letzten Ruhe gebettet. Heimweh, ein „zehrendes Leiden“ und weiß Gott, was noch alles, hatten ihm sein junges Leben abgefressen. Als der Hörndelpauli wieder zurückkam aus der Kreisstadt und dies beim Richter erzählte, wurde der Agatha, als bräche der ganze Himmel über ihr zusammen, und eine dicke, sticlige Trümmerschichte legte sich über sie und ihr jungfräulich



Als der Söndelpauli wieder zurückkam aus der Kreisstadt und dies beim Richter erzählte, wurde der Agatha, als bräche der ganze Himmel über ihr zusammen.

gewissen Schadenfreude nicht erwehren. Untrene schlägt allemal den eigenen Herren, und eine Untrene war es, daß di ser falsche Tropf dem Wölfelbirndel einen Maibaum aufstellen gewollt, nicht aber ihr, seiner Braut.

Er, der Richter? Ja, was könnte er wissen?

Lebe die ihre Lippe gezo ten

Z
mei
ihne
lust
and
Drd
Zu
ihne
sein
scha
stan
mar
kam
hatt
G
hoff
ein
wol
lach
schu
obzu
Lad
die
ein
Leh
die
eine
und
bra
er
eine
schli
Kin
Q
Mei
wen
er
er
dies
wol
Kar
ginn
spre

Leben wie die kalten Erdschollen über einen in die Grube versenkten Sarg. Keine Träne netzte ihre Augen, und keine Klage kam über ihre Lippen; aber als wieder der Maitag ins Land gezogen kam und über Nacht die bändergeschmückten Maibäume aus dem Boden wuchsen, war

im kleinen Freithofe beim uralten Holzkirchlein auf der Kirchenhöhe oben ein frischer Grabhügel.

Darunter schliefen die Agatha, ihr Glück und ihre Reue der Auferstehung entgegen.

Ein „zehrendes Leiden“, hatte der Bader gesagt, wider das kein Kraut gewachsen wäre . . .

Des Lehrers Lehre.

Von Heinr. C. Kromer.

Droben im Schwarzwald, weit vom Schuß, wie er meinte, lebte ein Schullehrer: der verwaltete recht und schlecht sein Amt, und zwar, wie sie in Karlsruhe meinten, mehr schlecht als recht, nämlich es war ihnen zu Ohren gekommen, er sei zwar eine lustige Haut, wogegen es kein Gesetz gab, aber auch ein leichtfertiger Mensch, der sich an der Ordnung nicht überließ und denken mochte: Zu dir hinauf kommt keine Aufsicht; es benimmt ihnen den Schnaufer. Also ließ er sich wohl sein in seinem Dörflein bei der geringen Schülerschar, tat seinen Dienst, wie's ihm gefiel und stand sich gut mit den Kindern, auch wenn er manchmal hemdärmelig oder in alten Filzschlarfen kam, weil er die Schuhe noch nicht gewischt hatte; denn er war Junggeselle.

Einmal kam aber doch eine Aufsicht, unversehens, und wie sie vor der Schultüre hielt und einstweilen nicht anklopfte, sondern, wie gewohnt, zuerst horchte, was drinnen vorging: so lachte der Lehrer mit den Schülern über eine schnurrige Geschichte, die er ihnen erzählt hatte, obzwar sie nicht zum Dienst gehörte, und das Lachen hielt eine ganze Weile an; da klopfte die Behörde, und zwar zweimal und kräftig, und ein drittes Mal, bis sie gehört wurde. Der Lehrer ruft nicht „Herein!“, sondern geht an die Tür und öffnet — da steht draußen mit einer Ledermappe die Aufsicht steif und schwarz, und der Lehrer sieht ihr's gar nicht an: „Ich brauche nichts; gehen Sie nur wieder!“ sagt er und nimmt den schwarzen Karlsruher für einen Hausierer mit Wicse und Schuhbündeln, schließt also die Tür und geht wieder zu den Kindern.

Läßt sich aber so eine Aufsicht so wegschicken? Nein, schwarz und würdig kommt sie herein, und wenn der Lehrer ihr unmutig wieder versichert, er brauche nichts und wolle nicht gestört sein; er sei jetzt im Dienst: fehlgehofft! Denn eben diesen Dienst — sagt der schwarze Mann — wolle er sich ansehen; er sei die Aufsicht aus Karlsruhe, und der Herr Lehrer möge nur beginnen. Dachte vielleicht auch, der Anfang verpreche schon was!

Muß aber der Lehrer nur wenig fragen und

unterweisen, bis die Aufsicht herausfindet, wie es um seinen Dienst steht, und daß es windig steht, so hätte sie können in ihr Büchlein vermerken, wie sie alles befunden, und daß der Lehrer in Hemdärmeln und Filzschuhen wohl im Geschichtenerzählen, aber weniger im Unterrichte bestanden habe; oder sie hätte mit dem Fehlbaren unter vier Augen eine Nase aus Karlsruhe vereinbaren können, und der Lehrer hätte sich dreingefunden, oder auch nicht. Aber der hatte seine Menschenwürde, und die sagte nicht zu allem ja, was man ihr bot, und die Behörde vergaß das und kam doch so weit her!

Nämlich der schwarze Herr schilt den Lehrer vor den Kindern, daß er in Schlarfen und hemdärmelig Schule halte: da schaut der Lehrer einstweilen an ihm hinauf. Wie er dann aber die Schulhefte vorlegen soll und sie überall aus der Unordnung zusammensuchen muß und manches darin auch nicht in Ordnung ist, eifert sich die Aufsicht noch mehr, so daß die Kinder sich ducken, und wirft endlich den ganzen Pack Hefte dem Lehrer hin, daß sie am Boden hinfahren und die Schüler nicht wissen, sollen sie lachen oder sich fürchten vor dem wilden Mann, der so ungebärdig tut.

Der Lehrer aber weiß jetzt, wie er seinem Vorgesetzten begegnen muß. Er denkt an seine Beschämung, und ist er zwar ein leichtfertiger Beamter, so wird er vor dem Beleidiger ein gefaßter, tapferer Mann, der solch einen Gegner verachtet. Sagt also kein Wort zu dem schwarzen Mann, sondern zu einem der Kleinen sagt er: „Sennhofer-Maz, sei so gut, heb hier die Hefte auf und zeig dem fremden Herrn schön, wie man Ordnung schafft!“

Wenn jetzt die Aufsicht ohne ein Wort und ohne Behüt Gott aus der Schule weggegangen ist — wen wundert's? Hat aber der Lehrer auf eine Nase aus Karlsruhe vergeblich gewartet, so weiß zwar er den Grund nicht, aber die Aufsicht. Er ist freilich fürder nimmer in Hemdärmeln und Filzschuhen in den Unterricht gekommen; er wie seine Behörde haben aus dem Vorfall eine Lehre gezogen; und nur außer dem Dienst ist der Lehrer eine lustige Haut geblieben wie zuvor.

Aus dem Wunderlande der Träume

Von Paul Apfelstedt.

Zu Ende des 17. und anfangs des 18. Jahrhunderts lebte in Erfurt als Sekretär des kurmainzischen Fiskus Zacharias Bernhard Apfelstedt. Er war mit dem damaligen Prediger an der Johanniskirche, August Hermann Francke, der später das große Waisenhaus in Halle gründete, befreundet und als ein rechtschaffener und verständiger Mann allgemein geschätzt. Ein hitziges Fieber endete im Jahre 1708 sein einfach tätiges Leben. Seine Familie wurde durch diesen Todesfall aufs Schwerste betroffen, denn, wie ein Unglück selten allein kommt, so war es auch hier. Der kurfürstliche Fiskus forderte die Ablegung der Rechnung und die Auszahlung der von dem Verstorbenen im letzten Quartal vereinnahmten Geldsendungen, die das hinterlassene Vermögen desselben um ein Beträchtliches überstiegen. Aber das Geld war trotz sorgfältigen Suchens nicht aufzufinden, so wenig wie die Rechnungen. Der Jammer in der Familie war groß, und schon nahe der Tag, wo der Nachlaß des Mannes mit Beschlagnahme belegt werden sollte. Da rettete ein Traum des 16jährigen Sohnes des Verstorbenen, Ernst August Apfelstedt, die trostlose Familie aus ihrer Bedrängnis und zugleich den guten Namen des bis dahin unbescholtenen verstorbenen Mannes. Im Traume erschien dem vor Sorge fast krank gewordenen Sohne der Vater, führte ihn in das Sitzungszimmer der fiskalischen Behörde und zeigte ihm hinter dem Stuhle des Herrn von Boyneburg, des damaligen kurmainzischen Statthalters, einen Kasten, in dem er das Geld, wie auch die dazu gehörenden Rechnungen, verwahrt hatte. Ueber diesen lebhaften Traum erwachte der junge Mensch. So hoch ihn das Traumgesicht erfreut hatte, so mochte er doch ihm kaum Glauben schenken. Indes die Not drängte, und man

hatte zu ihrer Abwendung schon so viele vergebliche Schritte getan, warum nicht den Versuch machen, ob der Traum retten könnte? Er eilte zur Stunde, als eine Sitzung gehalten wurde, in das Gebäude, in dem sich das bezeichnete Zimmer befand, welches er früher nie betreten hatte, und ist überrascht, da er dort alles so findet, wie er es im Traume gesehen hatte. Die anwesenden Herren sind durch den Eintritt des jungen Mannes nicht wenig verwundert; dieser aber geht geradewegs auf die Stelle zu, wo er den Kasten gesehen hatte, findet diesen wirklich und in ihm die ganze Geldsumme samt den Rechnungen. Die Anwesenden sind mit dem überglücklichen Finder ebenso erfreut als erstaunt; der aber hat nichts Eiligeres zu tun, als zur Mutter zurückzukehren, um sie durch die frohe Botschaft von ihren Sorgen zu befreien und vereint mit ihr Gott zu danken. Und des Traumes hat er sein Leben lang nicht vergessen, wie er selbst später seinen Angehörigen oft und gern erzählte. Er widmete sich der Rechtswissenschaft, und nachdem er in Erfurt mehrere ansehnliche Aemter bekleidet hatte, ernannte ihn der Fürst Heinrich von Schwarzburg Sondershausen 1742, unter Verleihung der Adelswürde, zu seinem Geheimrat und drei Jahre später zum Kanzler, Konsistorialpräsidenten und Landschaftskassendirektor. In diesen Aemtern und Würden starb er 1757 in Sondershausen. Sein Schwiegerjohn, der Rat und Doktor der Rechte Boerner daselbst, gab eine Biographie des trefflichen Mannes, geschmückt mit dessen Bildnis in einem vorzüglichen Stiche des seiner Zeit berühmten Augsburger Kupferstechers Johann Jakob Haid, in lateinischer Sprache heraus; dieser Biographie ist der obige Bericht von dem Traume entnommen.

Aus der Schul.

Von Lina Sommer.

Der Lehrer vun de kläne Buwe
Dhut jeden nach sein Vadder frage,
Un was er is das soll e jeder
Recht laut un aa recht deutlich sage.

Do hört er: „Kutscher — Gärtner — Schneider,
Beamter — Metzger — Schornschtefeger,
Kunditer — Müller — Maurer — Schlosser,
Un Schutzmann — Händler — Schreiner — Jäger.“

Nor so e kläner Schtumbenickel
Der dhut sich absolut nit melde;
„Was is dein Babba“, frogt der Lehrer, —
„Jest redd emol, — sunscht muß ich schelte.“

„Dod is mein Babba“, sagt des Büwel.“ —
Des dhut de Lehrer ordnlich packe,
Er frogt: „Jest sag, was war er fr ü h e r?“
Un streichelt die zwää schmale Backe.

Erscht dhut des Kerlsche sich besinne,
Dann sagt es langsam un verständig
Un guckt sein Lehrer in die Lage:
„Ha — früher — war 'r halt — lewendig.“